



Bachelorarbeit

**Der Zusammenhang von Denken und Sprache –
Pro und Contra linguistisches Relativitätsprinzip**

Studiengang: BA Kulturwissenschaften (mit Schwerpunkt)

Prüfer: Dr. Gunnar Schumann

Vorgelegt von: Matthäus Mrozek

Matrikelnummer: q8035474

E-Mail: matthaeus.mrozek@studium.fernuni-hagen.de

Telefonnummer: [REDACTED]

Adresse: [REDACTED]

Abgabedatum: 17.06.2019

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Humboldts sprachrelativistische Thesen.....	3
2.1 Vorbemerkung	3
2.2 Einfluss der Lexik auf das Denken	4
2.3 Kritik der relativistischen Thesen bezüglich der Lexik	13
2.4 Einfluss der Grammatik auf das Denken	20
2.5 Kritik der relativistischen Thesen hinsichtlich der Grammatik	29
3. Whorfs sprachrelativistische Thesen.....	33
3.1 Irrmeinungen, Regeln & Hintergrundcharakter	33
3.2 Sprachrelativistische Thesen	37
3.3 Kritik der Sinnhaftigkeit der Thesen	42
4. Kritik der Prämisse von der Sprache als Medium mit Hacker.....	49
5. Schluss	53
Literaturverzeichnis	55

1. Einleitung

Der wohlgemeinte Rat "Erst denken, dann reden!" erklingt meist, wenn es bereits zu spät ist. Jemand verrät ein Geheimnis oder sagt etwas der Situation unpassendes und erfährt daraufhin als Reaktion eines am Gespräch beteiligten diese Zurechtweisung (vgl. Meyer und Konopka 2014). Ausführlicher formuliert würde es lauten: "Überlege dir bitte zuerst was du sagen möchtest, und sprich es erst danach laut aus!" oder aber: "Überlege dir bitte zuerst genau was du sagen möchtest, lege also deine Gedanken zurecht, wähle die richtigen Worte dafür und versuche erst dann in einer grammatisch korrekten Weise das Ergebnis laut auszusprechen!" Der Rat kann also den Inhalt oder die Weise oder beides kritisieren und die wenigsten Menschen würden widersprechen. Wir werden später darauf zurückkommen. Ein anderes Beispiel, das aber dieselbe Frage aufwirft sind die angeblich, im Vergleich zum Englischen oder Deutschen, sehr zahlreichen Wörter für Schnee der Eskimos. Ich kenne bloß ein Wort im Deutschen und auf Englisch fällt mir auch nur "snow" ein. In ihrem Forschungsbericht „Eskimo Words for Snow“ beklagt Martin, dass der Glaube an diese Besonderheit der Eskimo-Sprache unter Nichtwissenschaftlern genauso weit verbreitet ist wie unter Experten (vgl. Martin 1986, 418ff.). Jedenfalls lautet diese entscheidende Frage, ob verschiedene Einzelsprachen Einfluss haben auf die Sprecher dieser Sprachen (vgl. Werlen 1989, S. 1). Dass die Eskimos viel mehr Ausdrucksmöglichkeiten für das sie umgebende Weiß haben als wir, spräche dafür, dass sie die Natur anders wahrnehmen, weil sie anders sprechen und der Gemeinpruch, der wie alle Redensarten etwas Wahres in sich trägt, scheint das Gegenteil zu behaupten.

Der Linguist Benjamin Lee Whorf, um den es unter anderem in dieser Arbeit geht, antwortet auf die Frage, mit seiner Entdeckung des sog. neuen Relativitätsprinzips. Danach können zwei Beobachter denselben physikalischen Sachverhalt völlig unterschiedlich interpretieren, wenn sich die Grammatiken nur stark genug unterscheiden (vgl. Whorf 1963, S. 12). Diese Antwort Whorfs ist für Gipper die Kernformulierung der These, wonach das Denken des Menschen nicht von der Logik, sondern von Vokabeln, Grammatik und der Syntax bestimmt wird (vgl. Gipper 1972, S. V). Von Worten und Grammatik zu

sprechen ist natürlich präziser als nur von Sprache. Laut Meiner ist die These, dass Sprach- und Denkstrukturen miteinander verbunden sind, historisch besonders mit Wilhelm von Humboldt verbunden. Nach ihm ist die Sprache kein neutrales Medium und beeinflusst durch ihre Struktur unser Bild der Welt. Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelte dann auch Whorf, durch empirische Untersuchungen an nordamerikanischen Indianersprachen, den Zusammenhang zwischen Weltwahrnehmung und Sprachstruktur (vgl. Sprache und Denken 1998). Lehmann weist übrigens darauf hin, dass es in den Geisteswissenschaften nicht selten vorkommt, dass eine angeblich neue Theorie Hunderte von Jahren vorher vorgedacht wurde oder, dass 2 Forscher unabhängig voneinander gleichzeitig dieselbe Theorie entwickeln. Zwar kannte Whorf die Schriften Humboldts nicht, allerdings war sein Mentor mit Sicherheit informiert, und beide, also Whorf und Humboldt, waren irgendwie auch von Herder beeinflusst (vgl. Lehmann 1998, S. 47). Es soll hier aber nicht um die Rekonstruktion dieser "Wanderung" von Ideen gehen. Vielmehr erhalten wir mit der Betrachtung von Humboldt und Whorf ein umfangreicheres Bild. Whorfs Argumentationen sind also nicht bloß eine Variation der Thesen Humboldts, auf die man verzichten könnte.

Im ersten Teil dieser Arbeit gehe ich also auf Humboldts sprachrelativistische Thesen in Bezug auf den Wortschatz und die Grammatik ein. Dazu gebe ich Relevantes aus seinen Vorträgen, die er ab 1820 vor einer Akademie hielt, wieder. Die Herausgeber seiner „Schriften zur Sprachphilosophie“ erklären, dass Humboldt darin aus einem großen Komplex Einzelfragen herausgreift, die in kleinen, geschlossenen Abhandlungen durchformuliert werden (vgl. Humboldt 1963, Nachwort). Größtenteils versuche ich auch seine sehr abstrakten Ausführungen mit eigenen Beispielen zu veranschaulichen. Im Anschluss daran folgt jeweils eine Kritik seiner Thesen mit Hilfe von Gunnar Schumanns Artikel "Sprachlicher Kulturrelativismus oder Universalismus". Zur Wiedergabe und Erläuterung der sprachrelativistischen Thesen Whorfs beziehe ich mich auf das erste Kapitel „Naturwissenschaft und Technik“ aus dem Buch „Sprache, Denken, Wirklichkeit“, das erstmals 1940 in der Zeitschrift „Technik Review“ erschien. Bei der anschließenden Kritik ist mir wieder Gunnar Schumann behilflich.

Trotz des großen zeitlichen und örtlichen Abstands weisen Humboldts und Whorfs sprachrelativistischen Überlegungen eine erstaunliche Ähnlichkeit auf. Unter anderem liegt ihnen die gemeinsame Prämisse zu Grunde, dass Sprache ein Medium des Denkens sei. Philosophie als nicht-empirische Wissenschaft nimmt zwar relevante Erkenntnisse aus Experimenten zur Kenntnis, wie z.B. die berühmten Farbexperimente, die den Einfluss von Farbwörtern auf das Sehen untersuchen, in dieser Bachelorarbeit soll es aber um eine genuin philosophische Kritik an der genannten Prämisse gehen, und also eine genaue Untersuchung ihrer Sinnhaftigkeit. Dazu beziehe ich mich auf P.M.S. Hackers "The intellectual powers" von 2013, worin er sowohl untersucht, ob wir überhaupt in etwas, also beispielsweise der Sprache, denken, als auch wie ihr Verhältnis zum Denken ist. Seine Argumente versuche ich abschließend an den zu Anfang erwähnten Beispielen zu erläutern.

2. Humboldts sprachrelativistische Thesen

2.1 Vorbemerkung

Im Gegensatz zu Whorf, dessen sprachrelativistische Thesen sich fast allesamt in einem Kapitel verorten lassen, und der einen beinahe eindringlichen Stil schreibt und seine Thesen stets veranschaulicht, bietet die Humboldt-Lektüre ungekannte Schwierigkeiten. Es fiel mir schon während des Lesens eines Studienbriefs und anschließender Recherche auf, dass immer wieder dieselben Passagen zitiert werden, gerade so als ob Humboldt völlig zerstreut gewesen wäre und seine Ergebnisse planlos über Briefe, Vorträge und andere Schriften verteilt hätte. Ich konnte in der großen Fülle der Sekundärliteratur nicht einen Text finden, der Humboldts Argumentation vollständig nachvollzogen hätte. In "Sprachsinn. Studien zu einem Begriff Wilhelm von Humboldts" beklagt sich auch Rocher über ähnliche Probleme. Zunächst einmal würde die Fülle der Schriften Humboldts und die ungewohnte spiralförmige Architektur seines Hauptwerkes oft als unübersichtlich empfunden. Außerdem könne Humboldt keinesfalls eine exzellente Sprache attestiert werden, die die sich in einem ausladenden bis konfusen Stil äußere. Auch entbehrte sein Werk einer durchgehenden Terminologie, so dass keine ausdrückliche Begriffsstudie

vorliege (vgl. Roscher 2004, S. 2). Also ist zumindest Rocher in dieser Sache mein Fürsprecher - auch wenn er sich auf Humboldts Kawi-Werk bezieht. Die von ihm erwähnten Probleme treffen, meiner Meinung nach, auf alle Texte Humboldts zu. Diese Vorbemerkung erläutert warum ich mich hauptsächlich auf nur zwei Vorträge Humboldts beziehe. Nur aus ihnen konnte ich seine sprachrelativistischen Thesen in einem Zusammenhang entnehmen. Und selbst darin gelingt mir nicht immer zu meiner Zufriedenheit eine Rekonstruktion seiner Argumentation.

2.2 Einfluss der Lexik auf das Denken

Aber woher kommen Begriffe und Worte überhaupt? Wie kommt der Mensch überhaupt zur Sprache? Auch wenn man annehmen könnte, dass wir schon immer irgendwie gesprochen haben und, dass die Sprache etwas Natürliches darstellt und so zum Menschen gehört wie es seine Sinne oder seine Gliedmaßen tun, so muss dennoch diese Frage zumindest kurz erläutert werden. Für das Verständnis der sprachrelativistischen Thesen Humboldts bzw. der Darstellungen der Funktionsweise der Sprache, sollte wenigstens kurz dargestellt werden wo und an wen er geistesgeschichtlich anschließt. Zum einen sind seine Darstellungen sehr abstrakt und entbehren oft helfender Veranschaulichungen und zum anderen ist nicht ohne Weiteres deutlich in welchem Sinne er zentrale Begriffe, wie "Sprache" bzw. "sprachlich" oder "Begriff" selbst benutzt. Deswegen stelle ich den Thesen Humboldts Überlegungen zum Ursprung der Sprache, ihrer Funktion und Beziehung zum Denken und der Welt voran.

Herder stellt sich die Frage woher denn eigentlich die Sprache kommt bzw. wie der Mensch sie sich aneignete. Letztendlich möchte er die Verwobenheit von Welt, Sprache und Denken aufzeigen. Das würde nämlich bedeuten, dass diese drei Dinge auf eine Weise zusammengesetzt sind, die es nicht erlaubt, sie einzeln zu untersuchen. Gott hätte als Lehrer die Sprache dem Menschen als seinem Schüler nur beibringen können, wenn der Mensch bereits über sprachliche Fähigkeiten verfügt hätte. Auch autodidaktisch hätte es nicht funktioniert. Dafür wären nämlich bereits die sprachlichen Fähigkeiten des Zeigens und Benennens nötig gewesen. Herder geht stattdessen davon aus, dass die menschliche

Vernunft bereits etwas Sprachliches ist, dass also Sprache selbst Rationalität besitzt. Aber wie baut der Mensch nun ein Verhältnis der Welt gegenüber auf und welche Rolle übernimmt dabei die Sprache? Zunächst einmal ist Sprache etwas ursprünglich Menschliches, sie gehört zu seinen charakteristischen Eigenschaften, die ihn von allen anderen Lebewesen unterscheiden. Gegenüber dem Tier besitzt der Mensch keinen Instinkt und ist auch nicht festgelegt auf bestimmte Tätigkeiten. Er entscheidet abhängig von der Situation wie er mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln umgeht. Was zunächst als ein Mangel erscheint, nämlich eine fehlende Leitung durch Instinkte und keine Orientierung wegen einem unbegrenztem Wirkkreis, dreht der Mensch durch den Besitz seiner Vernünftigkeit zu seinem Vorteil. Und „Vernunft“ wird verstanden als Besonnenheit und Reflexion. Diese Fähigkeiten erlauben es ihm aus einer Strom sinnlicher Eindrücke ein einzelnes Merkmal zu schnappen, es nicht loszulassen und schließlich zu betrachten. Steht ein Mensch also vor einem Schaf, dann verhält er sich nicht wie ein Wolf, der das Schaf gemäß seinem Instinkt reißen will, nein, der Mensch tut etwas auf den ersten Blick ganz Unscheinbares: Er steht nur da und lässt das Schaf auf sich wirken. Es ist ganz friedlich. Sein Körper ist umhüllt, bauschig, wollig und weich. Da gibt es ein Geräusch von sich: Es blöket. Das macht der nach besonderen Merkmalen suchenden menschlichen Seele den größten Eindruck. Und jetzt sind es die einzigartigen menschlichen Fähigkeiten, die es ihm erlauben, dieses Blöken als besondere von vielen weiteren sinnlichen Erfahrungen herauszugreifen und festzuhalten. Um das Schaf nicht zu vergessen, und um es wiederzuerkennen, baut der Mensch eine Verbindung auf zwischen dem besonderen Geräusch des Blökens und einem inneren Merkwort. Der Mensch erkennt also ein Merkmal hörend und benennt es innerlich sprechend. Der Mensch erschließt sich die Welt indem er sie auf sich wirken lässt, ein Merkmal, das ihm besonders auffällt, herausgreift, es innerlich benennt, es sich damit als Wort merkt und so in der Lage ist ein mit dem besonderen Merkmal in Beziehung stehendem Objekt wiederzuerkennen. Der Prozess des Aufbaus einer Verbindung zwischen Merkmal und Merkwort ist etwas ursprünglich Sprachliches. Sinnlich gegebene Merkmale und innerlich vollzogene Merkworte sind verschränkt. Damit sind Bewusstsein, Sprache, Weltbezug, Welt, Denken und Sprache miteinander verwoben und können nur als Ganzes verstanden werden. An dieser Stelle setzt Humboldt an, indem er

untersucht in welchem Verhältnis die einzelnen Merkworte zueinanderstehen und welche Rolle andere Menschen beim Erlernen und Gebrauchen der Sprache spielen (vgl. Posselt und Flatscher 2016, S. 64–71). Herders Szenario einer Begegnung von Mensch und Schaf veranschaulicht sehr gut den Zusammenhang der zentralen Begriffe von „Denken“, „Sprache“, „Wort“, „Begriff“, „Mensch“ usw.

Kommen wir jetzt zu Humboldt, der in einem Brief an Schiller erklärt, dass alles was wir denken durch die Sprache dargestellt wird. Und dieses Dargestellte wird wiederum vom Geist betrachtet. Wir stellen uns nämlich sehr vieles vor. Das geschieht zwar schon nacheinander aber es ist ansonsten ungeordnet und flüchtig. Die Sprache bringt hier eine gewisse Ordnung durch Unterteilung der Gedankenreihen (vgl. Humboldt und Schiller 1962, 206f.). Posselt erläutert dies so: Die Sprache wird also nicht erst im Nachhinein dazu verwendet, um mit der Welt als Äußerem zu vermitteln worüber jemand nachdenkt. Vielmehr muss Sprache als innerliche Fähigkeit verstanden werden, die Gedanken ausdrückt und die aber auch ein notwendiger Bestandteil dieser Gedanken ist, ohne den das Denken ungeordnet und also verwirrend bliebe (vgl. Posselt und Flatscher 2016, S. 72).

Humboldt geht davon aus, dass wir ohne Sprache nur in uns und für uns etwas denken würden und es wäre wechselhaft und unbeständig und so würde es schnell wieder verschwinden. Durch den Laut aber wird es äußerlich und wahrnehmbar. Laute, also Sprache, und Denken gehen eine Verbindung ein, so dass sie nicht mehr getrennt werden können. Durch die Sprache gewinnt das Denken an Deutlichkeit und Begriffe werden hervorgebracht. Es entsteht eine nicht zu trennende Verbindung von Gedanken, dem Stimmwerkzeug, dem Gehör und der Sprache (vgl. Humboldt 1963, S. 426). Auch hier hilft uns Posselt weiter, indem er Vorheriges erläutert: Die Sprache ist also etwas Produktives und aktiv und nicht bloß abbildend und passiv. Sie ist ein Medium, durch das das Denken deutlich und konkret wird. Das erreicht sie mit ihren Lauten, die nach außen dringen. Gedanken werden also hörbar und entfalten so eine Rückwirkung. Der Prozess läuft so ab: Denken wird durch Sprache begrifflich und mittels Worten hörbar und mittels Gehör wieder für das Denken wirkungsvoll (vgl. Posselt und Flatscher 2016, S. 72–73).

Aus dem gerade Gesagten ergibt sich folgendes Bild der Sprache: Laut Posselt ist Sprache etwas, das sich erst im Vollzug, im Reden manifestiert. Sie ist nicht gleichbedeutend mit der Grammatik bzw. einem Zeichensystem (vgl. Posselt und Flatscher 2016, S. 73). Humboldt definiert also die Sprache nicht als ein Werk sondern als eine Tätigkeit. Diese Tätigkeit ist die nie aufhörende Arbeit des Geistes Laute zum Ausdruck von Gedanken zu machen (vgl. Humboldt 1963, S. 418). Für Schwarz kann aus dieser Bestimmung der Sprache als Tätigkeit durchaus geschlussfolgert werden, dass sie gestaltend auf die Gedanken einwirkt und dann aber auch wiederum die Wirkung der Gedanken selbst erfährt (vgl. Schwarz 2007). Es ähnelt der Bewegung nach also einer Kaskade, wie etwa beim Jonglieren oder der Bewegung eines Balls, der zwischen Boden und Hand immer schneller hin und her springt, wenn die Hand dabei langsam in Richtung Boden geführt wird.

Der Sachverhalt ist sehr abstrakt. Das folgende Beispiel kann ihn hoffentlich noch besser veranschaulichen: Es verhält sich ähnlich wie mit dem Schachspiel. Die Regeln sind schriftlich festgehalten, überschaubar und können relativ einfach verinnerlicht werden. Das führt aber nicht dazu, dass jemand daraufhin Schach spielen kann. Er muss es erst mühsam erlernen und durchläuft dabei einen langen Prozess, der oft mit nur wenigen Figuren und dem Endspiel beginnt und erst nach und nach alle Figuren umfasst. Schach als Tätigkeit oder Fähigkeit ist immer nur in einem einzelnen Menschen verwirklicht und nicht etwas, das jemand nur anzuwenden bräuchte. Und auch die Grammatik und der Wortschatz einer Einzelsprache sind als Werk etwas Passives, gewissermaßen nur das Wissen-wie. Jeder, der versucht hat sich eine Fremdsprache anzueignen, fleißig Vokabeln verinnerlichte und Tabellen mit unregelmäßigen Verben lernte, bei seinem ersten Versuch eine Konversation zu führen aber scheiterte, wird wissen was hier gemeint ist.

Mit der Bezugnahme auf Herders Verständnis von Sprache, als die Tätigkeit des Verbindens von Merkmalen zu Merkworten, ist Humboldts eigene Auffassung hoffentlich verständlicher. Vor allem Herders Beispiel der Begegnung von Mensch und Schaf macht deutlich, dass zu Sprache und Denken auch konkret die Laute, das Bezugsobjekt und ihre Verschränkung berücksichtigt werden müssen. An dieser Stelle lässt sich also festhalten, dass Denken, Sprache, Welt

und Mensch miteinander verschränkt sind und die Sprache darin eine aktive Rolle einnimmt, im Gegensatz zum Beobachtungsobjekt beispielsweise. Wäre sie von Humboldt als etwas Passives erkannt worden, dann bräuhete die Untersuchung weiterer sprachrelativistischer Thesen nicht fortgeführt werden. Aus ihrer Aktivität und der Tatsache, dass viele verschiedene Einzelsprachen existieren kann also auch auf verschiedenartige bzw. unterschiedliche Aktivitäten bzw. unterschiedliches Aktivsein geschlossen werden. Die Sprache müsste theoretische eine Wirkung auf den Sprecher entwickeln, weil sie ja etwas mit dem Denken tut. Verschiedene Einzelsprachen wirken unterschiedlich allein schon deshalb, weil sie unterschiedlich klingen. Aufgrund unterschiedlicher Entwicklungsgeschichten und Umstände ist jede Einzelsprache einzigartig.

Schauen wir uns jetzt die vorher erwähnten Elemente der Sprache etwas genauer an. Welche Rolle spielen Wort und Begriff? Am Ende des ersten Vortrages möchte Humboldt die Frage beantworten, ob der Inhalt getrennt werden kann von der Sprache? Oder anders formuliert: Ist es möglich, dass es dem Inhalt gleichgültig ist, wie er ausgedrückt wird? Darüber hinaus muss geklärt werden, ob beide, also Inhalt und Ausdruck, nicht schon immer unabhängig voneinander sind. Dazu vergleicht Humboldt ein einfaches Wort mit einem einfachen Begriff. Zwar besteht eine Sprache aus weit mehr als nur Wörtern, allerdings stellen sie ihren wichtigsten Bestandteil dar. Denn immerhin ist ein Wort dasjenige, womit der Mensch so im Alltag hantiert. Wörter und Menschen sind beide einzigartig und unteilbar, die ersten in der Sprache und die zweiten in der Welt. Es ist zu prüfen warum es nicht gleichgültig ist, ob ein Wort aus einer Sprache nicht einfach durch eine Umschreibung in einer anderen ersetzt wird. Die Relevanz von Umschreibungen betrifft aber auch die Grammatik (vgl. Humboldt 1963, 15). Humboldt erachtet es nämlich als problematisch, wenn für einen Zusammenhang ein Begriff gebildet wird diesem Begriff aber kein ebenso einheitliches Wort zugeordnet werden kann. Und auch der umgekehrte Fall bedeutet ein Problem, wenn also ein Ausdruck auf keinen Begriff verweisen kann. Sowohl beim Denken als auch beim Reden begleiten sie einander, und je besser sie einander entsprechen, desto besser (vgl. Humboldt 1963, S. 15–16). Das kann am Beispiel des Konzepts des Kindergartens veranschaulicht werden. Ohne hier näher auf die pädagogischen Feinheiten einzugehen, besuchen einen Kindergarten Kinder vor der Schule, wenn sie nicht mehr bei ihrer Mutter

bleiben müssen. Sie spielen und lernen miteinander und werden betreut von Fachkräften. Es sind also viele Eigenschaften und Urteile, die letztlich in dem Begriff zusammenfallen und wofür dann der Ausdruck „Kindergarten“ im Deutschen verwendet wird. Und auch in vielen anderen Sprachen wird dieser Ausdruck verwendet. Angenommen ein Engländer besucht Deutschland und sieht zum ersten Mal eine Kindergarten-Einrichtung. Er begreift dieses Konzept und „besitzt“ also geistig den Begriff. Nun fehlt ihm aber in seiner Heimat das passende Wort. Warum sollte es auch existieren, da doch keine ähnlichen Einrichtungen für Vorschulkinder vorhanden sind. Er könnte den Begriff umschreiben durch Nennung der Eigenschaften usw., aber das führte eben zu dem von Humboldt bemerkten Problem. Also übernimmt der Engländer das deutsche Wort gewissermaßen als Fachbegriff und sagt beim Erzählen über das deutsche Konzept leicht abgewandelt „Kindergarden“. Nun werden aber beim Reden und Denken viele Wörter gesprochen und viele Begriffe gedacht. Das Problem eines fehlenden Ausdrucks könnte irgendwie noch kompensiert werden. Wenn allerdings derartige Schwierigkeiten mehrmals innerhalb eines Satzes oder einer Gedankenreihe vorkommen, so könnte ein Verstandesakt misslingen. Der sogenannte „Bewahrer der deutschen Sprache“, Ludwig Reiners, weist z.B. darauf hin, dass im Deutschen die Ausdrücke „Grundsatz“ und „Prinzip“ beide verwendet werden und die meisten Deutschen sie als gleichbedeutend betrachten. Nur verfügt „Grundsatz“ über eine sogenannte Wurzelhaftigkeit, die beim Gebrauch dieses Wortes mitschwingt. Viele Muttersprachler verbinden das Wort mit Boden, Grund usw.. Das ist eine unwillkürliche emotionale Reaktion, die bei „Prinzip“ eher nicht stattfindet. Es wird zwar dieselbe Information bei beiden Ausdrücken verwendet, aber „Prinzip“ verhält sich gegenüber der „Gefühlswelt“ eher neutral (vgl. Reiners 1951, 48ff.).

Die anfängliche Frage, ob der Ausdruck dem Inhalt egal ist kann also unter anderem mit Verweis auf die Verschränktheit von Sprache und Denken verneint werden. Und die meisten deutschen Muttersprachler würden zustimmen, dass eine emotionale Rührung beim Verwenden von „Grundsatz“ aber keine bei „Prinzip“ entsteht. Der hinter „Prinzip“ und „Grundsatz“ stehende Begriff ist identisch und beide Ausdrücke können durchaus synonym verwendet werden. Weil aber „Grundsatz“ im Deutschen außer der bloßen Information auch noch

Gefühle auslöst kann nicht gesagt werden, dass sich das Denken beim Verwenden der beiden nicht unterscheidet.

Für Humboldt steht das Denken also nicht nur in einer Abhängigkeit von Sprache im Allgemeinen, sondern auch von jeder einzelnen. Und das betrifft die beiden Hauptbereiche einer Sprache, nämlich die Grammatik und den Wortschatz. Und mit den Wörtern sind eben nicht bloß Zeichen gemeint. Zeichen wären nämlich übertragbar. Das gilt bloß für Fachtermini, wie die der Mathematik. Nur erfassen diese bloß einen kleinen Teil dessen was insgesamt gedacht werden kann. Der Großteil steht in einer Beziehung zum individuellen Vorstellungsvermögen eines Menschen und seiner jeweiligen Sprache. D.h. die weitaus größere Menge an Begriffen und aber auch grammatikalischen Eigenheiten sind unlösbar verbunden mit einer Einzelsprache und können also nicht ohne eine Umänderung in eine andere Einzelsprache übertragen werden. Insgesamt kann als Zwischenergebnis festgehalten werden, dass der Ausdruck dem Inhalt nicht gleichgültig ist, dass er ihm nicht gleichgültig sein kann. So meint Humboldt wörtlich: „Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung, und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist“ (Humboldt 1963, S. 16).

Humboldt meint weiter, dass in der Gedankenwelt Begriffe eher verschwommene, labile und uneindeutige Gebilde darstellen. Wenn aber eine Verbindung nach außen mittels Lauten zu einem Wort aufgebaut wird, dann wirkt dieses über das Gehör wieder zurück. Das Wort fixiert den Begriff, gibt ihm Konturen und auch etwas von sich selbst mit. Wörter besitzen bestimmte Eigenschaften, wie ihren Klang, Verwandtschaft zu anderen Wörtern und Übergangsbegriffen. Alles zusammen macht einen Eindruck auf den Geist und wenn es sich wiederholt, dann wirkt auch noch die Macht der Gewohnheit. Der Begriff wird dadurch weniger beweglich aber auch bestimmter. Wörter wirken über das Gehör auf zweierlei: Zum einen bewirken sie eine bestimmte Vorstellung, die sich auf ein Objekt bezieht und zum anderen lösen sie gewisse Emotionen aus (vgl. Humboldt 1963, S. 17–18). Der Sache nach verhält es sich also wie bei Herder, wenn er die fiktive Begegnung von Mensch und Schaf beschreibt. Zwar erweitert Humboldt den Vorgang hier nicht um die Historizität

der Sprache und die Beziehung des Wortes zu anderen Worten, trotzdem ziehen wir den Schluss, dass der Ausdruck nicht gleichgültig ist, da ja Worte als Laute individuell und unzertrennlich sind.

Bis jetzt war angenommen, dass sich bloß Einzelsprachen in ihrer Wirkung voneinander unterscheiden. Humboldt geht aber noch einen Schritt weiter, indem er behauptet, dass jeder einzelne Mensch seine eigene Sprache besitzt. Denn niemand würde laut Humboldt bei einem Wort das Denken was der andere denkt und somit bedeute ein Verstehen zugleich ein Nicht-verstehen (vgl. Humboldt 1963, S. 228). Diese sehr provokante These lässt sich mit Posselt folgendermaßen verstehen. Die Sprache bleibt rückgebunden an den einzelnen immer einzigartigen Menschen. Alles was er sagt ist zu einem gewissen Teil eigentümlich. Von seinen Äußerungen kann nicht vollständig auf seine Gedanken geschlossen werden (vgl. Posselt und Flatscher 2016, S. 76). Natürlich gibt es einen Teil der Sprache, der nicht eigentümlich ist. Es sind diese Konventionen, die es erlauben, dass überhaupt kommuniziert werden kann und, dass also der Hörer versteht wie Worte des Sprechers in etwa gemeint sind. Die empfangenen Äußerungen werden also mit Blick auf den allen Menschen gemeinsamen Teil der Sprache, als Alltagsverständnis der Worte und Regeln für ihre Anordnung usw., vom Hörer interpretiert. Das genügt für das Verstehen, was also gemeint war vom Sprecher. Allerdings bleibt es dem Hörer verwehrt von den Äußerungen auf die Gedankenwelt des Sprechers zu schließen - was zunächst etwas widersprüchlich klingt. Der Hörer kennt die geäußerten Worte und ihre Bedeutung und kann also in diesem Sinne sein Gegenüber verstehen. Nicht verstehen kann er allerdings das Eigentümliche der Äußerungen. Ist die Differenz zwischen diesen beiden Teilen zu groß, dann folgt aber die Bitte an den Sprecher das Gesagte zu erläutern. Dieser Sachverhalt kann an folgendem Beispiel erläutert werden: Als Anwender eines Schachprogramms verstehe ich die Bedeutung der Spielfiguren, weil der Programmierer der Software und ich uns beide auf das Schachspiel im Allgemeinen beziehen. Gleichzeitig verstehe ich aber den dieser Software zugrundeliegenden Programmierer oder besser gesagt die Programmiersprache nicht. Auch kann dieselbe Anwenderebene durch sehr verschiedene Programmierer realisiert werden. Die Nicht-Rückführbarkeit ist nicht als plötzliches Auftauchen im Sinne einer Emergenz zu verstehen. Wenn die Programmiersprache bekannt ist, dann kann von der

Anwenderebene, als visuell zugängliches Schachbrett mit Figuren, auf die Programmierung geschlossen werden. Dennoch bestehen verschiedene Möglichkeiten der Umsetzung. Dieselbe Anwenderebene kann mit derselben Programmiersprache einmal elegant, kurz und fehlerfrei und einmal sehr aufwendig und voller unnötiger Umwege umgesetzt werden.

Die Frage ist aber, inwiefern das eigentümliche Moment einer jeden Äußerung und ihre Nicht-Rückführbarkeit ein Argument für die sprachliche Relativität darstellen? In gewissem Sinne stellt das eine Steigerung der These von „andere Sprache gleich anderes Denken“ dar. Humboldt geht nämlich davon aus, dass selbst innerhalb derselben Einzelsprache identische Worte zu verschiedenem Denken führen. Goethe nannte beispielsweise einen schlichten Blumentopf eine „Scherbe“ mit einem „Lippen“ war ein Rockschoß gemeint (vgl. Müller 1999, Klappentext). Diese sehr originellen Verwendungen tauchten wahrscheinlich vor allem innerhalb seiner literarischen Werke auf. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass er auch im Alltag oft gebeten wurde zu erläutern wie etwas gemeint war. Goethe als Dichterfürst ist natürlich ein extremes Beispiel. Es soll nur der Verdeutlichung dienen wie weit eine eigentümliche Prägung geführt werden kann.

Es war die Rede von Sprache, Einzelsprache und den einzelnen Menschen die sie gebrauchen und eine gewisse Eigentümlichkeit mitbringen. Schauen wir uns jetzt ein ausgezeichnetes Individuum an, also einen Menschen, der beruflich mit Sprache zu tun hat und dessen Wirkung eine sehr viel größere Reichweite besitzt. Humboldt behauptet nämlich, dass jeder bedeutende Schriftsteller seine eigene Sprache besitzt. Es geht aber nicht um Sprache als die Summe ihrer allgemeinen Formen, Wörter und Regeln, sondern um ihren Einfluss als wirkende Kraft. Diese Kraft wird nämlich immer nur im einzelnen Menschen verwirklicht. Das Allgemeine einer Sprache individualisiert sich stufenartig - aber grundsätzlich geht es immer um Denken und Sprache in einem bestimmten Menschen. Und so laut Humboldt eigentlich jeder sein eigenes einzigartiges Wörterbuch bei sich tragen (vgl. Humboldt 1963, 227f.). Beispielsweise entwickelte J. R. R. Tolkien seine eigene Sprache einschließlich Grammatik und Wortschatz. Aber darum geht es hier nicht. Es geht auch nicht um die Prägungen wie sie für Goethe typisch waren. Vielleicht kann Humboldts These von der eigenen Sprache eines

Schriftstellers am besten am Beispiel Kafkas veranschaulicht werden. Mir fiel beim Lesen seiner Romanfragmente die unkonventionelle Interpunktion auf. Allerdings las ich eine kritische Ausgabe. Die meisten Leser werden wohl eine an ihre Gegenwart angepasste Zeichensetzung vorfinden. Sein Wortschatz ist, vor allem im Vergleich mit Schriftstellern wie Goethe, eher arm. Sowohl seine drei Romanfragmente als auch seine Erzählungen sind mir gut bekannt. Die Handlungen darin sind überschaubar und erzielen ihre Wirkung keinesfalls wie es die fantastische Literatur tut. Im Falle Kafkas trifft meiner Meinung nach ein ganz außergewöhnlicher Geist, Kraft seiner Individualität, Sensibilität und Vorstellungskraft, in eine Wechselwirkung mit der Sprache. Und er wird so trotz einem eher bescheidenen Wortschatz und überschaubarer Handlungen zum wirkungsmächtigsten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Die Individualisierung betrifft also gerade nicht Äußerliches wie Worte oder Satzzeichen.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass mit Herder, auf den Humboldt aufbaut, Sprache, Denken, Mensch und Welt miteinander verschränkt sind. Wie auch Herder verbindet Humboldt ein Innen mit der äußeren Welt. Alles Denken wird durch die Sprache dargestellt. Sie bringt Ordnung und Stabilität in das Denken. Erst durch die Sprache gelangt das Denken zu Begriffen. Die Sprache ist also aktiv und produktiv, indem sie unermüdlich den Laut zum Ausdruck der Gedanken macht. Sie wirkt auf das Denken und umgekehrt. Spätestens mein Kindergarten-Beispiel zeigte, dass der Ausdruck dem Gedanken nicht gleichgültig sein kann. Humboldts Argumentation lässt bis jetzt scheinbar keinen Spielraum: Die Worte bzw. die Lexik beeinflussen also das Denken.

2.3 Kritik der relativistischen Thesen bezüglich der Lexik

Gehen wir jetzt auf fünf im vorherigen Kapitel erwähnten sprachrelativistischen Thesen Humboldts nacheinander ein. Es ist also so, dass die Sprache als Kraft "[...] gestaltend auf die Gedanken einwirkt [...]" (vgl. Schwarz 2007, Sp. 5129)? Reichmann vergleicht die Frage, ob die Sprache gestaltend auf das Denken wirkt, mit der Frage nach der Existenz Gottes. Damit seien aber beide Fragen eher Glaubensbekenntnisse. Würde ein Beweis für die Existenz nicht gefunden so würden Gläubiger argumentieren, dass er noch nicht gefunden sei. Der

Gegensatz zur These Humboldts wäre ein rationalistischer Sprachbegriff. Er beruht also auf der Annahme, dass es eine vorsprachliche und vokognitive Welt gibt, die sowohl verstanden als auch geistig abgebildet werden kann. Diese mentale Abbildung kann dann sprachlich beschrieben werden, um dann nach Belieben über sie zu sprechen, sie also zu kommunizieren (vgl. Reichmann 2004, 286f.). Und Schmitz-Emans weist darauf hin, dass Sprache als unhintergehbare Apriori ohnehin nicht begründbar sei. Als *Energieia*, also Tätigkeit, würden die Wörter nämlich überhaupt erst das hervorbringen, was sie bezeichnen. Und das gerade Gesagte sei mit Sprache beschrieben, weswegen also die Beschreibung der Sprache im Medium der Sprache selbst geschehe, in einer Art von Zwischenwelt. Humboldt selbst hätte das Problem aber auch erkannt: Ihm sei bewusst gewesen, dass wir der Welt nicht einfach gegenüberstehen, um sie dann mit Begriffen zu beschreiben. Es seien die Begriffe selbst, die prägend wirkten. Das bedeute aber, dass Humboldts Theorie von der Sprache diese gar nicht abbilde. Das Feld der Sprache könne überhaupt nicht verlassen werden, um aus einer Distanz die Tätigkeit oder Passivität der Sprache zu beschreiben (vgl. Schmitz-Emans 1998). Nach Lafont ergäben sich außerdem folgende ganz alltägliche Probleme, wenn die Sprache beteiligt ist an unserem Bild der Welt: Wenn viele verschiedene Weltbilder durch ebenso viele verschiedene gestaltende Wirkungen der Sprache existierten, dann gäbe es auch genauso viele Möglichkeiten, die Welt zu verstehen. Wie ließen sich aber so viele Weltbeschreibungen und also Ansichten einzelner Menschen überhaupt miteinander vereinbaren? Niemand hätte so leicht Zugang zum Weltbild des anderen. Aber scheinbar funktioniert unser alltäglicher Umgang mit anderen Menschen. Eigentlich nehmen doch die meisten Menschen zumindest an, dass wir alle eine Wirklichkeitsvorstellung teilen (vgl. Lafont und Medina 2015, S. 36). Genauso wenig wie die Existenz Gottes, lässt sich also auch die gestaltende Kraft der Sprache, also Sprache als Tätigkeit beweisen - die von Reichmann propagierte Gegenposition klingt aber sehr plausibel. Und auch der Befürworter der sprachlichen Relativität, nämlich Humboldt selbst, entdeckt Probleme, die sich daraus ergeben, dass sein Untersuchungsobjekt nicht aus der Entfernung beschrieben kann und somit eine Zirkularität in der Theoriebildung vorliegt. Letztendlich spricht aber die Erfahrung, die wir in unserem alltäglichen Umgang mit anderen Menschen machen, gegen Humboldts Sprachauffassung.

Am Beispiel des Ausdrucks „Kindergarten“ wurde veranschaulicht, dass Probleme in der Kommunikation und im Denken entstehen können, wenn für einen Begriff ein entsprechendes Wort fehlt oder aber mit einer Umschreibung vorliebgenommen werden muss. Welche Relevanz hat es außerdem, wenn ein Wort in verschiedenen Menschen verschiedene Vorstellungen auslöst? Laut Schumann wird beispielsweise der Begriff des Pferdes im Deutschen mit „Pferd“ und im Englischen mit „horse“ ausgedrückt. Und diese beiden Ausdrücke gehörten durchaus zwei verschiedenen Sprachen an. Der dahinterstehende Begriff sei aber identisch und gehöre überhaupt keiner Sprache an. Deshalb könnten Worte übersetzt werden. Und wenn es für einen Begriff in der einen Sprache genau ein Wort gibt und in einer anderen nicht, dann spiele das für das Denken keine Rolle. Entscheidend sei ihr Gebrauch (vgl. Schumann 2018b, S. 493). Ob also der vorhin erwähnte Engländer nun den in Deutschland erlernten Begriff in England umschreibt oder aber den deutschen Ausdruck „Kindergarten“ übernimmt, ist nicht wichtig. Dagegen ist wichtig, ob er den Begriff, also eine Menge an Urteilen, die im Zusammenhang mit dieser Tageseinrichtung im Begriff „Kindergarten“ sedimentiert sind und gewisse Eigenschaften, die bei einer Explikation genannt würden, korrekt versteht und im richtigen Kontext bzw. richtig gebraucht. An dieser Stelle sei ausdrücklich auf Wittgenstein verwiesen, der in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ die Gebrauchstheorie der Sprache beschrieb.

Schumann muss außerdem berücksichtigt werden, dass Wörter manchmal von Mensch zu Mensch ganz unterschiedliche Assoziationen hervorrufen: Ein Reisbauer braucht den Regen und freut sich über ihn, ein Flusstal-Bewohner dagegen verflucht den Regen. Das ist aber für die Bedeutung von „Regen“ irrelevant. Sowohl der Reisbauer als auch Flusstal-Bewohner haben trotz sehr verschiedener Assoziationen den selben Begriff von „Regen“ und würden also auch bei einer Unterhaltung denselben Gegenstand bzw. Sachverhalt meinen. Meistens aber assoziieren Menschen überhaupt nichts mit einem Ausdruck - denn was sollte auch ein Wort wie „und“ oder „vor“ für Vorstellungen auslösen? Wie gesagt: Die Bedeutung eines Ausdrucks manifestiert sich im Gebrauch (vgl. Schumann 2018b, S. 494). D.h. der eine denkt bei „Grundsatz“ an Erde usw. und „Prinzip“ lässt ihn kalt. Ein in lateinischer Sprache bewandeter Mensch

hingegen assoziiert bei „Prinzip“ etwas fundamentartiges o.ä. - das ändert aber nichts daran, dass „Grundsatz“ und „Prinzip“ gleichbedeutend sind.

Wie steht es aber mit der angeblichen einzigartigen Beziehung eines Wortes zu einem Menschen und der unlösbaren Verbindung der Wörter mit einer Einzelsprache? Sind sie deshalb also nicht übertragbar? Bilden diesbezüglich nur Fachtermini der Wissenschaften eine Ausnahme, weil sie konstruiert sind? Laut Schumann ist Humboldt nicht konsistent, wenn er sagt, dass Fachtermini einer Einzelwissenschaft übersetzbar oder übertragbar seien, weil sie bloß Zeichen darstellten und in ihnen nicht mehr enthalten sei als in sie gelegt. Bei Fachausdrücken würden die Regeln für ihren Gebrauch nämlich ausdrücklich aufgestellt. Bei Alltagswörtern gäbe es diese Regeln auch. Sie würden allerdings nicht explizit erwähnt. Allerdings könnten sie abgeleitet werden durch die Art wie sie im Alltag ständig oder meistens von den meisten gebraucht werden. Und wenn jemand nicht die Gelegenheit habe genügend Erfahrungen zu sammeln, die es ihm erlauben würden die Gebrauchsregeln zu erfassen, dann könne er immer noch in einem Wörterbuch die Alltagsbedeutung nachschlagen. Eine Mutter bringe ihrem Kind eine Einzelsprache auch nicht bei, indem sie ihm Definitionen der Begriffe aufsaute, sondern indem sie sich in sprachlicher Hinsicht vorbildhaft verhielte. Die Bedeutung eines Wortes sei festgelegt durch Gebrauchsregeln, und zwar unabhängig davon, ob es sich um einen mathematischen Fachbegriff handle oder um einen aus dem Alltag. Gäbe es diese Verbindung von Worten, Begriffen und individuellen Weltansichten, dann wäre Sprechen gar nicht möglich (vgl. Schumann 2018b, S. 498). Zur Veranschaulichung: Eine Gruppe von Mathematikern beschließt, dass die Grundrechenart des Teilens einer Zahl durch eine andere als „Division“ bezeichnet werden soll. Somit steht also der Oberbegriff fest und eine Unterscheidung zu einer anderen Grundrechenart wie dem Multiplizieren, und der Begriff des Dividierens ist also eingegrenzt. Auch werden Regeln festgelegt, nach der z.B. nicht durch 0 dividiert werden darf. Das alles zusammen ist also von einer Gruppe von Fachleuten konstruiert und alle Eigenschaften in diesem Zusammenhang gelegt in den Ausdruck „Division“. Ob später statt „Division“ oder „divisione“, „podial“ usw. auf die vereinbarten Eigenschaften und Regeln verweist ist unwichtig. Es verweist dann irgendein Wort auf die von den Mathematikern zuerst in den Ausdruck „Division“ gelegten Eigenschaften.

Wechseln wir mal die Umgebung: Ich stehe in der Altstadt mit einem Bier in der Hand an einer Mauer und sehe wie ein Mann in Anzug und Krawatte auf einem Hoverboard an mir vorbeifährt. Ein Passant, der den Mann ebenfalls bemerkt, sagt lächelnd „YOLO“ zu mir. Einen Tag später erzählt mir ein Arbeitskollege, der nicht viel verdient und kaum Rücklagen bilden konnte, dass er seit ein paar Tagen einen Sportwagen least. Als Reaktion auf meine Verwunderung darüber, lächelt er nur und sagt „YOLO“. Nach dem zweiten Ereignis ist mir bewusst, dass „YOLO“ keine Hoverboardmarke ist. Auf einer Studentenparty schnappe ich mir eine Flasche Wodka, trinke sie im Beisein einer attraktiven jungen Dame und sage dann „YOLO“. Der Ausdruck stammt wahrscheinlich aus Amerika und wanderte dann irgendwie nach Deutschland, dann wurde er von mir gelernt und dann auch angewendet - meine Mutter aber, die ihn schon unzählige Male gehört hat, schlägt ihn online nach. Sich so zu verhalten als ob es der letzte Tag wäre ist der Begriff auf den „YOLO“ verweist. Man kann ihn benutzen, denn er ist kompakter als die Umschreibung. Er hat eine Geschichte der Verwendungen in bestimmten Situationen und so sind viele Menschen richtig informiert und würden also eine falsche Verwendung irgendwie anmelden. Es geht hier darum, dass Begriffe eben nicht zu einer bestimmten Sprache gehören und auch nicht unlösbar mit einem Einzelmenschen verbunden sind.

Und es vorstellbar, dass wirklich jeder Mensch seine eigene Sprache besitzt, und keine zwei Menschen bei demselben Ausdruck auch dasselbe denken und also ein Verstehen zugleich ein Nicht-verstehen bedeutet? Schumann bezweifelt das: Wenn zwei Sprecher dieselben Worte benutzen aber verschiedene, oder nur ähnliche Begriffe im Kopf, dann beruht das auf einem falschen cartesianisch-lockeschen Bild vom Funktionieren der Sprache. Danach ist die Bedeutung eines Wortes festgelegt durch die innere Vorstellung des Sprechers. Während eines Gesprächs benutzen zwei Sprecher dieselben Worte, haben aber nicht dieselben Vorstellungen diesbezüglich. Um sich zu verstehen müssen sie aber in ihren Vorstellungen übereinstimmen. Um zu vergleichen was der andere mit einem Wort meint müsste ein Einblick in seinen Kopf möglich sein, was aber nicht der Fall ist. Dieser Zugang ist exklusiv. Offensichtlich gelingt uns aber im Alltag die Kommunikation, und zwar obwohl wir nicht in die Köpfe der anderen schauen können (vgl. Schumann 2018b, 496f.). Hacker weist darauf hin, dass das cartesianisch-lockesche Bild fehlerhaft ist. Begriffe sind nämlich keine Dinge,

die sich im Kopf befinden und zu denen nur der Besitzer des Kopfes Zugang hätte. Wären Begriffe Dinge, dann könnten sie auch nicht geteilt werden, zwei Menschen könnten dann tatsächlich nicht denselben Begriff „haben“. Den Begriff des Pferdes zu „haben“ ist gleichzusetzen mit der Kompetenz ihn erklären zu können, was einschließt eine gewisse Menge an Eigenschaften zu nennen, die alle Pferde gemeinsam haben und vielleicht noch einen Oberbegriff und was ein Pferd von einem sehr ähnlichen Tier unterscheidet. Natürlich können zwei Menschen unterschiedliche Pferde-Begriffe haben, was sich aber in unterschiedlichen und vor allem begründbaren Gebrauchen dieser Begriffe äußert (vgl. Hacker 2013, S. 384). Außerdem: Die Bedeutung eines Begriffs wird erklärt indem entweder alle Eigenschaften aufgezählt werden, die unter diesen Begriff fallen oder indem er eingegrenzt wird durch Nennung des nächsthöheren Gattungsbegriffs und des spezifischen Unterschieds gegenüber anderen Arten derselben Gattung (vgl. Busche 2009, 31f.). Bei „Pferd“ wären das als Eigenschaften unter anderem seine Mähne, Hufeisen, Reiten, Ziehen eines Pfluges, Wiehern, Unfähigkeit sich zu übergeben usw.. Darüber hinaus sind aber noch viel mehr Sachverhalte in diesen Begriff gelegt. Pferde werden teilweise in Reiterhöfen untergebracht; ein dreibeiniges Pferd, ist ein Pferd, dem ein Bein amputiert wurde; ein Pferd, auf dem nicht geritten werden kann, ist noch nicht gezähmt usw.. Einige Eigenschaften, wie die Anzahl der Beine, besitzen alle Pferde, und andere, wie das Leben auf einem Reiterhof, trifft nur auf manche zu. Jedenfalls sagt niemand plötzlich einfach nur „Pferd!“ Er äußert dieses Wort in einem bestimmten Kontext, wie z.B., dass in Deutschland ein Pferd im Durchschnitt zwei Arbeitsplätze schafft. Mit Blick auf die Eigenschaften und Urteile, die unter den Pferde-Begriff fallen, kann ein Gesprächspartner den Gebrauch des Wortes „Pferd“ als richtig beurteilen. Dass er selbst beim Hören von „Pferd“ zuallererst an das TV-Pferd „Fury“ denkt, tut nichts zur Sache. Auch ist es nicht wichtig, ob er Pferde eher als lästig ansieht und sich nicht vorstellen kann, dass sie einen Wirtschaftsfaktor darstellen. Beide Sprecher haben dennoch denselben Begriff von „Pferd“. Neulich sagte z.B. jemand zu mir, dass er mit seiner Frau in die Türkei reisen wird. Ich sagte daraufhin verwundert "ich wusste nicht, dass du verheiratet bist". Daraufhin erwiderte mein Gesprächspartner "Ich bin nicht verheiratet. Wir sind seit langem fest zusammen und teilen alles miteinander...", worauf ich ihm ein bisschen besserwisserisch empfahl doch

besser von „Lebensabschnittsgefährtin“ zu sprechen. Wir benutzten also dasselbe Wort „Frau“ aber meinten zwei unterschiedliche Begriffe. Nur verwendeten wir das Wort auch unterschiedlich, und dieser unterschiedliche Gebrauch war beobachtbar.

Wie vorhin erläutert, spitzt Humboldt seine These zu, indem er sagt, dass er sich nicht vorstellen kann, dass jemand leugnen würde, dass nicht jeder bedeutende Schriftsteller seine eigene Sprache besitzt. Allerdings kritisiert auch das Schumann, denn wenn Humboldt meint, dass innerhalb derselben Einzelsprache ein Schriftsteller eine eigene, andere Sprache sprechen würde, dann ist das übertrieben und falsch. Es kann keine nur von einer Person gesprochene Sprache geben. Schumann weist darauf hin, dass bereits Wittgenstein sich gegen das sogenannte Privatsprachenargument aussprach. Denn es entscheidet immer die Sprachgemeinschaft über den richtigen Gebrauch eines Wortes. Würde aber das Urteil beim Schriftsteller selbst liegen so bestünde ein Interessenkonflikt, der es ihm unmöglich machen würde über die Richtigkeit einer Wortverwendung zu urteilen. Es könnte nicht sinnvoll über die Richtigkeit des Gebrauchs der Worte dieser Privatsprache entschieden werden (vgl. Schumann 2018b, S. 499). Auch wenn ich mir mit dem Kafka-Beispiel alle Mühe gab einen Schriftsteller zu finden, der Humboldts These irgendwie bestätigt hätte, so muss ich letztlich doch vor Wittgensteins bzw. Schumanns Argumentation kapitulieren. Humboldt hätte besser vom „Stil“ eines Schriftstellers sprechen sollen.

Zunächst einmal spricht also unsere alltägliche Kommunikation gegen Humboldts Vorstellung der Sprache als Kraft. Unabhängig, ob nun Wortschatz oder Grammatik betreffend, hier ist an der gestaltenden Kraft der Sprache im Allgemeinen zu zweifeln. Die persönlichen und individuellen Assoziationen mit diversen Ausdrücken sind nicht relevant für das Denken - entscheidend ist der Gebrauch in einer Sprachgemeinschaft. Und Begriffe gehören keinesfalls zu einer bestimmten Sprache - sondern nur Worte. Dass jeder bei demselben Wort etwas Anderes denkt beruht auf einer falschen Vorstellung der Funktion der Sprache. Wäre es notwendig für die Kommunikation, dass wir in die Köpfe des Gegenübers schauen, dann könnten wir uns vermutlich über nichts unterhalten - was aber offensichtlich nicht der Fall ist. Und zuletzt ist Humboldts Zuspitzung, dass jeder Mensch seine eigene Sprache besitzt bzw. zumindest

mancher große Schriftsteller ein Fehler in der Ausdrucksweise Humboldts: Besondere Schriftsteller schreiben einen schon mal in einem einzigartigen und wiedererkennbaren Stil.

2.4 Einfluss der Grammatik auf das Denken

Betrachten wir jetzt wie es sich mit dem Einfluss der Grammatik auf das Denken verhält. Im dritten Vortrag möchte Humboldt herausfinden woher die grammatischen Formen kommen und wie sie auf die Ideenentwicklung wirken. Er fokussiert dazu auf die charakteristischen bzw. wesentlichen Eigenschaften grammatischer Bestandteile. Dazu fragt er: Wie entsteht ein grammatisches Verhältnis und macht es einen Unterschied für das Denken, ob es eine wahre grammatische Form in einer Einzelsprache gibt oder bloß einen Ersatz oder eine Umschreibung für sie (vgl. Humboldt 1963, S. 31)? Schauen wir uns dazu an wie für Humboldt der Denkprozess abläuft, was es mit den wahren grammatischen Formen auf sich hat und welche Rolle sie im Denkvorgang spielen.

Laut Humboldt verweist Denken durch Sprache entweder nach außen auf Greifbares oder reflektiert nach innen auf Geistiges. Es sind also zwei Richtungen möglich. Für das Funktionieren dieses Vorganges bedarf es einer gewissen Genauigkeit. Je schlechter, also primitiver also bloß Umschreibungen gebrauchend die verwendete Grammatik ist, desto schlechter funktioniert das Denken. Es ist nämlich so: Das Denken befindet sich auf der einen Seite und kann als eine Art von Organismus betrachtet werden. Ihn muss angemessen auf der anderen Seite die Sprache begleiten. Das tut sie zum einen indem ihre Wörter in der Lage sind die Welt zu beschreiben. Noch wichtiger ist aber, dass die Grammatik, als Form, dem Denken entspricht, d.h. seine logischen Verhältnisse abbildet. Bestenfalls laufen Denken und Sprache derart parallel nebeneinander, dass sie verkettet bzw. verknüpft werden: Ein Gedanke führt zum nächsten Gedanken und im selben Takt führt ein sprachlicher Ausdruck zum nächsten sprachlichen Ausdruck. Einem jeden Gedanken in dieser Reihe entspricht der Form und dem Inhalt nach etwas Sprachliches. Problematisch wird es, wenn ein Gedanke keinen oder aber einen unangemessenen sprachlichen Ausdruck findet

und also eine Lücke entsteht. Das Denken stellt also gewisse Forderungen an die Sprache, welche erfüllt werden können allein durch grammatische Formen. Soll das Denken nicht verlangsamt oder unterbrochen werden, so darf die Sprache Dinge nicht vermengen, die vorher im Denken getrennt waren. Trennt die Sprache eine Sache nicht von ihrer Form, so ist sie dem Denken nur eingeschränkt dienlich. Es will sie eben getrennt "sehen" und gerät ins Stocken (vgl. Humboldt 1963, S. 56–57). Angenommen ich würde diesen Vorgang sichtbar machen wollen und es stünden mir als Ersatz für die sprachliche Seite nur Zettel zur Verfügung auf denen jeweils nur ein Wort stehen dürfte. Außerdem dürften die Zettel nur der Reihe nach von links nach rechts gelegt werden, denn auch Worte werden nur nacheinander in der Zeit ausgesprochen. Folgendes Szenario: Nach einem Spaziergang durch einen Wald denke ich über meine Eindrücke nach. Ich sah Bäume, ein Reh, einen Jäger und einen Hund. Aus der Entfernung sah ich bloß noch einen Wald. Und so lege ich der Reihe nach auf den Tisch vor mir von links nach rechts Zettel auf denen „Baum“, „Wild“, „Jäger“, „Hund“ und „Wald“ steht. Und bei „Wald“ angekommen kann ich diese Reihe überblicken, sie entspricht meiner Gedankenreihe. Dann denke ich an Züge und Fahrpläne. Zwischenzeitlich fällt mir etwas die Ereignisse im Wald betreffend ein - die Zettelreihe ist noch da und dient mir als Stütze, als verfestigte Gedanken, materialisiert und stabil. Die Zettel erweisen sich als praktisch. Sie beschreiben ausreichend gut einen Teil der Welt, den ich beobachtet habe. Nun war aber im Wald ein Geschehen zu beobachten, die Dinge standen dort nicht leblos nebeneinander einfach nur da: Das Reh lief zwischen zwei Bäumen, verfolgt vom Jäger und seinem Hund. Wieder nehme ich meine Zettel und ergänze den ersten um die Ziffer "2", der "Reh-Zettel" berührt den "Baum-Zettel" und wird ergänzt um einen Zettel auf dem „Laufen“ steht. Rechts neben dem "Reh-Zettel" lege ich den "Jäger-Zettel" - der "Hunde-Zettel" überlappt ihn. Wahrscheinlich genügt dieses Arrangement, um mich an die Geschehnisse im Wald zu erinnern. Aber später, nach vielen anderen Geschehen, und vielleicht auch sehr ähnlichen, bestünde die Gefahr, dass ich die Zettelwirtschaft auch falsch deuten würde und also sich die Zettel, meine Gedanken und das Geschehen im Wald unterscheiden würden. Ich würde vielleicht nicht mehr genau sagen können, ob ich sagen wollte, dass Rehe grundsätzlich laufen können oder ob ein bestimmtes Reh tatsächlich weglief.

Auch könnte ich Probleme mit der Reihenfolge der Ereignisse haben: Wer lief vor wem davon? Ohne die Möglichkeit die Zettel selbst nach bestimmten Regeln zu verändern und auch anders anzuordnen als nur in einer Reihe würde es sehr bald sehr schwierig werden, dass sie meine Gedanken angemessen abbilden. Die Zettel bzw. Worte sind überlastet, wenn sie zwei Aufgaben übernehmen müssen, nämlich Gegenstände zu bezeichnen und auch ihre Verhältnisse, also ihre Beziehung zueinander. Versuchen sie es trotzdem, dann wird ursprünglich im Geist getrenntes zusammengeworfen. Beim Denken an ein Reh lege ich einen "Reh-Zettel" auf den Tisch. Vielleicht war ich mir beim Denken nicht sicher, ob es ein Reh oder Hirsch gewesen war im Wald, aber gut, jetzt steht es da auf dem Zettel und ich denke weiter. Ich erinnere mich an Sonnenschein und wie er mich blendete, und lege entsprechend einen "Sonnenschein-Zettel" und einen "Blenden-Zettel" daneben. So geht es hin und her zwischen dem Denken und Zettellegen. Der Vorgang ist mühelos und gerät zu keinem Zeitpunkt ins Stocken. Während der Jagd konnte ich feststellen, dass der Hund zum Jäger gehört, dass er ihm gehört. Wenn ich aber dieses mir geistig bekannte Verhältnis mit bloß zwei nicht weiter veränderbaren Zetteln darstellen will, habe ich ein Problem.

Für Humboldt besteht die erste und wichtigste Aufgabe der Sprache im Bezeichnen von Gegenständen. Der Sprecher äußert viele Worte und der Hörer muss sie selbst irgendwie verknüpfen, damit sie einen Sinn für ihn ergeben. Mit der Zeit entwickelt sich jede Sprache und die Unterstützung des Hörers wird immer größer, sie nimmt ihm Arbeit ab. Am Anfang ihrer Entwicklung stellt sie als Hilfsmittel bloß Redensarten und Sätze bereit. Später jedoch ist sie fähig eine grammatische Bezeichnung durch Beugung oder aber exklusive, also allein für das Grammatische gedachte Worte zu erreichen (vgl. Humboldt 1963, S. 54–55). Weil die Benennung von Dingen am wichtigsten ist, wird diese Funktion von jeder Einzelsprache auch zuerst ausgebildet. Und in dieser ersten Phase ihrer Entwicklung liegt der Großteil der Arbeitslast während eines Dialogs beim Hörer. Der Sprecher muss wissen, was er denkt beim Sprechen. Der Angesprochene steht vor dem Problem die Worte sinnvoll zu verknüpfen. Außerdem ist es auch praktisch, wenn er sinnvoll und im Sinne des Sprechers verbindet. Es ist nur natürlich, im Sinne eines kulturellen Evolutionsprozesses, dass die Sprache nach und nach bessere Hilfsmittel zur Verfügung stellt, als nur

Worte, die Gegenstände bezeichnen. Es sind dies die Beugung und ausschließlich für logische Verhältnisse verwendbare Bezeichnung, die als sog. wahre grammatische Formen bezeichnet werden. Für Humboldt ist die Grammatik nämlich hauptsächlich dafür da, um was im Verstand ist nach außen zu bringen in Form eines Lautes. Das sind die Worte. Nun sind aber Worte hauptsächlich dazu da Sachen zu bezeichnen. Also muss ein grammatisches Verhältnis durch Modifikation der Wörter dargestellt werden und nicht durch die Kombination aus Wortstellung und Hinzugedachtem. Ist also was im Verstand war präzise der Form und dem Inhalt nach als Laute repräsentiert, so kann es wieder auf den Verstand zurückwirken und so kann durch diesen Kreislauf der Verstand schnell und ertragreich arbeiten (vgl. Humboldt 1963, S. 38–39). Jede Einzelsprache besteht aus einem Wortschatz. Er dient dazu die Welt inhaltlich zu beschreiben. Für die Verhältnisse der Dinge in der Welt ist die Grammatik zuständig. Gebraucht sie eher Umschreibungen der Verhältnisse und muss viel vom Hörer hinzugedacht werden, so bedeutet es oftmals Probleme bei der Kommunikation, allerdings genügt es trotzdem für die alltägliche Kommunikation. Verfügt eine Einzelsprache hingegen über die Möglichkeit durch Beugung und exklusive Worte die Verhältnisse der Dinge darzustellen, so erfährt das Denken eine Rückwirkung. Diese Rückwirkung beeinflusst das Denken wesentlich. Unterschiedliche Einzelsprachen verfügen über unterschiedliche Grammatiken und somit über keine, schwache oder starke Rückwirkungen.

Humboldt fand heraus, dass Einzelsprachen sich voneinander unterscheiden. Sie sind angeblich mehr oder weniger stark entwickelt und können unterschiedlichen Stufen zugeordnet werden. Weiter unten auf dieser Treppe der Entwicklung finden sich Einzelsprachen mit eher wenigen wahren grammatischen Formen und weiter oben stehen entsprechend welche mit verhältnismäßig vielen wahren Formen. Danach verfügen die Ureinwohner Nordamerikas als verhältnismäßig primitives Volk ebenfalls über grammatische Formen, allerdings wäre zu fragen ob es sich dabei um wirkliche Formen handelt und, ob ein Unterschied in ihrer Zweckmäßigkeit und Klarheit besteht (vgl. Humboldt 1963, S. 31–32). Ein Naturvolk dessen Grammatik keine wahren Formen besitzt, nutzt also Umschreibungen. Es bleibt die im Denkprozess

beschriebene Rückwirkung aus. Einem Naturvolk genügt es aber. Sie sind in ihrem verhältnismäßig unkomplizierten Alltag dennoch handlungsfähig.

Schauen wir uns einige konkrete Beispiele an. Der Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen und ihrem Ersatz sowie ihr Einfluss auf das Denken wird deutlich werden. Humboldt verdeutlicht das Problem so: Zwei eigentlich verschiedene Formen dürfen nicht verwechselt werden. Die Untersuchung einer fremden Einzelsprache geschieht immer von einem bestimmten Standpunkt aus, von dem nicht abstrahiert werden kann. Es ist problematisch, wenn nach einer Bezeichnung für ein grammatisches Verhältnis gesucht wird. Beispielsweise wird dem Karaibenischem Ausdruck „aveiridaco“ die 2. Person Singular Konjunktiv Imperfekt zugewiesen., was übersetzt „wenn du wärest“ heißen müsste. Wörtlich übersetzt würde der Ausdruck aber „am Tage deines Seins“ lauten. Was also als Konjunktiv bezeichnet wird, ist aber eine Umschreibung oder Andeutung. Das Problem wird auch deutlich bei dem Brasilianischem Infinitiv, der eigentlich ein Substantiv ist. „Ich will essen“ würde wörtlich übersetzt „mein Essen will ich“ lauten, was eine Umschreibung mit Hilfe des Akkusativs ist. Es gibt also Einzelsprachen, wie das Brasilianische, in denen der Infinitiv, im Gegensatz zum Griechischen z.B., keine eigene Form ist, sondern ein Ersatz, und dieser Ersatz ist zu untersuchen. Irgendwie lässt sich in jeder Einzelsprache fast alles ausdrücken, sei es durch einen Ersatz oder eine Umschreibung - allerdings sind diese Notlösungen für die Ideenentwicklung ungenügend (vgl. Humboldt 1963, S. 35–37). Angenommen ein Deutscher Muttersprachler besucht die Sprachgemeinschaft des Kairabenischen und hält sich dort solange auf bis er ihre Sprache fließend beherrscht. Während eines Gesprächs erfährt er, dass kurz vor seiner Ankunft eine Hochzeit stattfand. Wäre er dagewesen, hätte er mit eigenen Augen sehen können, wie es um die Tanzkünste der Gruppe bestellt sei. Und es folgen weitere Klagen, und alle beziehen sich darauf, dass der Deutsche etwas ganz Besonderes erlebt hätte, wenn er nur etwas früher da gewesen wäre. Es ist immer wieder der Ausdruck „aveiridaco“ zu hören. Aus dem Kontext und der Erfahrung, dass der Ausdruck gebraucht wird, um auf eine Möglichkeit hinzuweisen, denkt sich der Deutsche, dass in seiner Muttersprache dafür der Konjunktiv verwendet wird - und zwar genauer, wenn jemand ihn angesprochen hätte und sich auf eine Möglichkeit in der Vergangenheit bezogen hätte, die 2. Person Imperfekt. Aber dann sollte er

„aveiridaco“ besser nicht wörtlich, sondern eben wie im Deutschen mit „wenn du wärest“ übersetzen. Allerdings: Die Kairibener denken zwar an die Möglichkeit, beugen beim Sprechen das Verb aber nicht, sondern umschreiben es. D.h. ein angenommenes Staunen und Bewunderung des Fremden über die Tanzkünste während einer Hochzeitsfeier werden erkannt und also gedacht aber nur mit eingeschränkten grammatikalischen Mitteln umschrieben. Die nicht-wörtliche Übersetzung missachtet diesen Sachverhalt und richtet sich also direkt auf den hinter dem Ausdruck „aveiridaco“ stehenden Ausdruck. Zu untersuchen wäre aber gerade der Ausdruck. Die Gedanken werden bloß erahnt. Und weil der Infinitiv im Brasilianischen nur umschrieben wird, wird der dahinterliegende Gedanke nicht angemessen repräsentiert. Die Umschreibung ist zwar eine Notlösung, was aber nicht bedeutet, dass der Brasilianer sein Essen nicht bekommt. Irgendwie kommt diese Sprachgemeinschaft schon zurecht, wahrscheinlich fällt ihnen der Makel ihrer Grammatik nicht einmal auf, allerdings passiert, und das ist entscheidend, auch nicht mehr als das. Den Alltag können sie bestreiten. Allerdings fehlt die Rückwirkung durch die wahren grammatischen Formen und eine Förderung der Ideenentwicklung bleibt aus. Auf der Treppenstufe der Entwicklung der Sprachen schauen die Griechen auf das Brasilianische gewissermaßen von oben herab. Dass sie den Infinitiv richtig, also durch Beugung bilden, ist nur ein Beispiel.

Humboldt betont, dass Wörter und grammatische Verhältnisse nicht dasselbe sind. Beispielsweise kann der Kasus auch gebildet werden indem ohne Änderung eines Wortes eine Präposition hinzugefügt wird. Das Ergebnis sind zwei Wörter aber keine grammatische Form - das grammatische Verhältnis wird bloß hinzugedacht. In diesem Sinne sind „durch mich“ und „ich durch“ nicht dasselbe! Das grammatische Verhältnis ist hier eine geistige Vorstellung und also nur im Kopf vorhanden und kein sprachliches Zeichen. Wenn nicht „er wünscht“ sondern „er Wunsch“ gesagt wird, dann wird die Verbalbeschaffenheit hinzugedacht (vgl. Humboldt 1963, S. 37–38). Angenommen ich denke mir, dass sich mein Vater bestimmt etwas zum Geburtstag wünscht. Der Gedanke beinhaltet zum einen einen Inhalt, nämlich die "Dinge" Vater, Wunsch und Geburtstag, und zum anderen die Beziehung der Dinge untereinander: Mein Vater wünscht sich nicht, dass er überhaupt Geburtstag feiert sondern er wünscht sich etwas, als Geschenk, zu seinem Fest. Sage ich aber jemandem „Vater

Wunsch Geburtstag“, dann weiß erstmal nur ich wie es gemeint ist. Ich sage also weniger als ich denke, denn die Zeichen als Worte sind ja für das Inhaltliche zuständig und können erstmal nicht auch noch das logische Verhältnis transportieren. Es besteht also eine Differenz zwischen Gesagtem und Gedachtem. Der Hörer bekommt erstmal nur das Inhaltliche mit, denn das Verhältnis der Worte ist aus meinem Kopf nicht angemessen in Laute bzw. Worte umgewandelt und vom Hörer nicht ohne eigenes Hinzudenken ersichtlich.

Die Brasilianische Sprache befindet sich in diesem Sinne laut Humboldt auf einer eher niedrigen Entwicklungsstufe und so funktioniert der besagte Kreislauf auch nicht richtig. Sie kann Formen, die der Verstand denkt, nur durch Umschreibungen darstellen. Das Wort „tuba“ hat mindestens vier verschiedene Bedeutungen, wie „Vater“ aber auch „er hat einen Vater“. Der Sprecher dieses Wortes wird zwar wissen in welcher Bedeutung er das Wort gebraucht, allerdings hilft das dem Hörer nicht weiter. Er hat viele Bedeutungsmöglichkeiten zur Auswahl was einen Konflikt zur Folge hat. Trotz dieser mangelhaften Grammatik funktioniert aber diese Einzelsprache für die Sprachgemeinschaft soweit, dass sie in ihrem Alltag zurechtkommen. Allerdings sind sie in ihrer freien Ideenentwicklung behindert und finden kaum Gefallen an formalem Denken, (da sie eben ständig nachdenken müssen wie etwas gemeint ist) (vgl. Humboldt 1963, S. 39–41). Hoffentlich wird spätestens hier deutlich, was es mit dem Einfluss der Grammatik auf das Denken auf sich hat. Es ist nicht so, dass die Brasilianer anders formal denken würden. Die Gesetze der Logik sind universell. Mit Sicherheit würden sie den Modus Barbara nicht anzweifeln. Sie verfügen also über keine andere Logik. Auch kann man nicht sagen, dass sie nicht an formalem Denken interessiert seien. Denn wie sollten sie das entscheiden ohne es zu kennen. Der Punkt ist, dass ihre Sprache sie ihren Alltag bewältigen lässt, aber eben nicht mehr.

Mit der Griechischen Sprache verhält es sich laut Humboldt ganz anders. Sie ist derart hoch entwickelt, dass den logischen Verhältnissen die grammatischen Verhältnisse in der Sprache entsprechen und so der Verstand ständig angemessen durch sie begleitet wird. Eine Kompensierung der Mehrdeutigkeit eines Ausdrucks durch den Hörer ist nicht nötig. Der besagte Kreislauf findet statt und wirkt sich verstärkend auf die Ideenentwicklung aus. Es ist diese

Rückwirkung der wahren grammatischen Form durch Modifikation von Worten auf die es ankommt. Denn auch wenn eine primitive Einzelsprache das Fehlen wahrer grammatischer Formen irgendwie durch eine aufwendige Kombination ihrer Mittel ausgleichen kann und so auch schlussendlich viele Verhältnisse des Verstandes auszudrücken in der Lage ist, so fehlt doch die Rückwirkung auf den Geist, wie sie eine hochentwickelte Einzelsprache erfährt (vgl. Humboldt 1963, S. 41). Die Griechen sind den Brasilianern nicht einfach entgegengesetzt, sondern ein Beispiel dafür wie weit sich eine Sprache entwickeln kann. Alles wozu das Brasilianische fähig ist kann das Griechische auch aber nicht umgekehrt.

Vor allem um weitere Vorteile wahrer grammatischer Formen aufzuzeigen betrachtet Humboldt zuletzt auch die Sprachgemeinschaft der Chinesen und der Ägypter. Diese Beispiele dienen gewissermaßen aber auch als ein erfolgloser Widerlegungsversuch der Theorie vom Einfluss der Grammatik auf das Denken. Wie aus der Wissenschaftstheorie bzw. Wissenschaftsgeschichte bekannt, bewirkt jeder überlebte Versuch der Falsifizierung, dass die Qualität einer Theorie höher bewertet wird. Aber schauen wir erstmal: Humboldt fällt auf, dass das Chinesische seit Jahrtausenden gewissermaßen über gar keine Grammatik verfügt. Grammatische Verhältnisse werden durch die Stellung der Wörter und abgesonderte Wörter erreicht. Dennoch sind in dieser grammatiklosen Sprache Werke der Philosophie und der Geschichte dargestellt. Ob es sich bei einem Wort um ein Substantiv, Adjektiv oder Verb handelt muss der Leser aus dem Zusammenhang schließen oder erraten. Die Ägypter sprachen Coptisch. Diese Sprache ist durch ihre sogenannte synthetische Grammatik für die freie Ideenentwicklung auch nicht besonders förderlich. Dennoch erreichten sie bekanntermaßen eine hohe wissenschaftliche Bildung. Wie konnten diese beiden Sprachgemeinschaften ohne wahre grammatische Formen diese relativ hohe Bildung erreichen? Sind die grammatischen Formen etwa doch nicht notwendig für die Ideenentwicklung? Nein, denn die Wirkung grammatischer Formen auf die Ideenentwicklung wurde isoliert und also wissenschaftlich untersucht und ihre Relevanz bestätigt. Es hat sich deutlich gezeigt, dass eine unvollkommene Grammatik die intellektuelle Tätigkeit stört, was an der Natur des Denkens liegt. Die größten Vorzüge wahrer grammatischer Form liegen im Dialektischem und der freien Rede, also wenn der Geist sich leicht und frei mit Ideen beschäftigt.

Wenn, wie im Fall der Ägypter oder Chinesen, die Umstände günstig sind und eine Kraftanstrengung überhaupt möglich ist, so zeigt sich, dass der Mensch mit nahezu jedem Werkzeug an sein Ziel gelangt. So gesehen ist die Ägyptische Wissenschaft besonders streng aufgrund besonderer Schwierigkeiten, die bis dahin überwunden werden mussten (vgl. Humboldt 1963, 60–63). Es hätte schon sehr gewundert wenn Humboldt erst von Problemen eines Naturvolkes bei der Feststellung der Bedeutung eines einzigen Wortes gesprochen hätte, nur um dann von ihrer Wissenschaft zu berichten, wo doch ihre Sprache gerade so eine Handlungsfähigkeit im Alltag erlaubt. Es leuchtete ein, dass Naturvölker bis jetzt in einem krassen Gegensatz zur Philosophie der Griechen stehen, weil ihre grammatische Entwicklungsstufe Schuld daran sei - ohne Überwindung dieses Hindernisses keine Entwicklung. Es ist ein wenig widersprüchlich, wenn er sagt, dass der Mensch mit jedem Werkzeug an sein Ziel komm, wenn nur die Umstände günstig sind. Also geht es um die Kombination aus Umständen und Sprache. Im Fall eines Naturvolkes sind es also die harten Bedingungen ihres Alltags, so dass sie die meiste Zeit und Energie darauf verwenden Nahrung zu beschaffen und Gefahren abzuwenden - schlechtes sprachliches Werkzeug und ungünstige Umstände. Der chinesische Leser eines Philosophischen Textes, verfasst in seiner Muttersprache, steht zunächst einmal vor demselben Problem wie jemand aus einem primitivem Naturvolk vor dem mehrdeutigen Ausdruck „tuba“ oder „er Wunsch“. Der Chineser allerdings liest den Text in Ruhe ohne zeitlich angespannt zu sein und tüfelt solange an dem Text bis er mit Hilfe des Kontextes und seiner Erfahrung eine Sinnhaftigkeit erkennt. So ist es verständlich, dass Humboldt die Vorteile wahrer grammatischer Formen vor allem im Dialektischen und der freien Rede sieht. Während eines Gesprächs fehlt zunächst einmal die Zeit, um aus vielen möglichen grammatischen Verhältnissen, die hinzugedacht werden müssen, das richtige auszuwählen.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die erste Aufgabe der Sprache darin liegt Dinge zu bezeichnen. Dafür sind die Worte da. Ihre zweite Aufgabe ist die Darstellung der Verhältnisse der Gedanken untereinander. Dafür ist die Grammatik da. Sie erreicht dieses Ziel entweder durch Umschreibung eines geistigen Verhältnisses, was aber dazu führt, dass das Denken stockt und kaum Gefallen findet an formalem Denken beispielsweise. Die andere Möglichkeit der Darstellung geistiger Beziehungen sind die sogenannten wahren grammatischen

Formen, nämlich die Beugung und die Verwendung von exklusiven Ausdrücken. Die Leistungsfähigkeit und Wirkung der Grammatik auf das Denken ist besonders sichtbar beim Vergleich zweier Sprachgemeinschaften. Die Brasilianischen Ureinwohner besitzen eher wenige wahre grammatische Formen und so reicht und so genügt ihre Sprache auch nur, damit sie ihren Alltag irgendwie bestreiten. Demgegenüber zeigt sich die Grammatik der Griechen, darin, dass sie das Denken optimal begleitet, was einen großen Vorteil für das formale Denken und auch die Dialektik bietet.

2.5 Kritik der relativistischen Thesen hinsichtlich der Grammatik

Auf die Wiedergabe und Erläuterung der sprachrelativistischen Thesen Humboldts folgt jetzt eine Kritik. Ich berufe mich dabei hauptsächlich auf Gunnar Schumanns Beitrag "Sprachlicher Kulturrelativismus oder Universalismus".

Schumann weist darauf hin, dass der Ausdruck „bitte“ im Deutschen mehrdeutig ist. Er wird verwendet als Antwort auf „Danke“ und wenn jemand um etwas bittet, also höflich nach etwas fragt. Dem Hörer genügt der Zusammenhang, um zwischen den beiden Bedeutungen die passende zu wählen. Das stellt eine simple Aufgabe dar, über die gar nicht, oder nur minimal nachgedacht werden muss. Niemand, der der Deutschen Sprache mächtig ist würde von einer geistigen Beschäftigung in diesem Kontext sprechen (vgl. Schumann 2018b, S. 498). Humboldts Argument vom Ausbremsen des Denkens durch eindeutige Ausdrücke scheint also widerlegt. Das Deutsche steht, was den Grammatisierungsgrad betrifft, weit oben, und zwar, obwohl es wie eine nach Humboldt eher primitive Sprache über mehrdeutige Wörter verfügt. Aber „bitte“ könnte auch eine große Ausnahme sein. Aufschlussreicher als einzelne Beispiele wäre hier eine Statistik, die das Verhältnis der Anzahl mehrdeutiger Ausdrücke zum gesamten Wortschatz erfasst. Außerdem: Humboldt übersieht mehrere Faktoren, die beim richtigen Verstehen, im Sinne der Übereinstimmung von Sprecher- und Hörerintention, ebenfalls eine Rolle spielen. Zu „bitte“ fallen mir mindestens drei weitere Bedeutungen ein. Als Frage gemeint wäre „bitte?“ die Kurzform von „wie bitte?“ und dann entweder ein Ausdruck von Empörung oder

eben mit der Absicht ausgesprochen, um eine Wiederholung zu erhalten (dabei wird der Ton zum Ende hin erhöht und der Kopf geneigt und die Augenbrauen hochgezogen). Des Weiteren kann „bitte!?“ eine Kurzform von „ich bitte dich!“ sein im Sinne von „das meinst du doch nicht ernst“ (dabei wird ein eher finsterer Gesichtsausdruck angenommen und eher laut gesprochen und das „bitte“ stark betont). Wenn Humboldt die Uneindeutigkeit eines Wortes als Problem betrachtet und gar von einer Ausbremsung des Denkens spricht, dann liegt dem unter anderem die Prämisse zugrunde, dass es für die Leistungsfähigkeit des Gehirns des Hörers irgendwie schon ein Problem darstellt, dass also sein Denken ins Stocken gerät, weil er beim Hören eines Wortes vor einer Auswahl möglicher Bedeutungen steht. Meine weiteren Bedeutungen des Wortes „bitte“ verweisen auf andere beim Verstehen relevante Faktoren, nämlich die Betonung, Mimik, Gestik, Motorik und Erfahrungen andere Gespräche betreffend. Alles zusammengekommen erlernt ein Mensch, zumindest bei seiner Muttersprache, auf natürliche Weise, so dass es zu einer unbewussten Routine wird. Und umgekehrt fällt ja Humboldt das Problem bei „tuba“ als einem Fremden auf - er spricht ja auch selbst davon, dass die Perspektive des Beobachters relevant sei und nicht von ihr abstrahiert werden kann.

Laut Schumann gibt es also Sprachen, in denen nicht „sein Vater“ sondern „er hat einen Vater“ gesagt wird, oder die den Infinitiv oder den Konjunktiv nicht kennen. Darunter sollte nach Humboldt das Denken leiden, es sollte das Denken verlangsamen, ungenau machen und zu weniger Ertrag führen. Das ständige Hinzudenken aufgrund des Fehlens der sog. wahren grammatischen Formen sollte sich ungünstig auf die Ideenentwicklung auswirken. Mit Hilfe zweier Beispiele kann Humboldts These entkräftigt werden. Im Deutschen, als einer grammatisch hochentwickelten Sprache, fehlt eine eigene grammatische Form für die 1. Person Plural Imperativ. Wie in einer indianischen Sprache, muss mit einer Umschreibung gearbeitet werden, nämlich mit „lass uns gehen!“. Dennoch wird niemand behaupten, dass diese Umschreibung zu einer merklichen Verlangsamung des Denkens führt. Das liegt daran, dass der Hörer nicht die einzelnen Worte erfasst, sondern die Umschreibung, also die Wortgruppe als Ganzes. Ganz ähnlich verhält es sich beim Erfassen der Bedeutung einer Redewendung. Ihr wird als Ganzes eine Bedeutung zugewiesen, die einzelnen Worte als ihre Bestandteile und ihre jeweiligen Bedeutungen müssen

ausgeblendet werden (vgl. Schumann 2018b, S. 499–501). Auch beim Lesen einzelner Worte werden nicht die einzelnen Buchstaben sondern die Wörter als Ganzes erfasst. So können sogar die Buchstaben innerhalb der Worte vertauscht werden („spcharcchier Kurutlrleaivitmsus“ statt „sprachlicher Kulturrelativismus“). Ein gewöhnlicher Leser hat damit gar keine Probleme. Vielleicht fällt es ihm zuerst nicht einmal auf.

Weiter erläutert Schumann, dass im Deutschen der Genitiv gebildet indem ein „s“ angehängt wird. Allerdings bedarf es manchmal trotzdem eines Kontextes zum Verstehen der Bedeutung: „Peters“ kann der Genitiv zu „Peter“ sein aber auch ein Eigennamen, der ein „s“ am Ende auch im Nominativ besitzt. Der Zusammenhang entscheidet über die Bedeutung - d.h. auch eine wahre grammatische Form bremsen zu Weilen das Denken kurzzeitig (vgl. Schumann 2018b, S. 501).

Wie Schumann bemerkt, lobt Humboldt die Altgriechische Sprache wegen ihrer hochentwickelten Grammatik, die einen positiven Einfluss auf das Denken haben soll. Meist wird aber wohl die eigene Muttersprache als die beste ausgezeichnet. Es wird ein Vorteil gegenüber anderen Sprachen betont, ob nun eine dem Denken entsprechende Wortstellung beim Französischen oder etwas kryptisch eine vorteilhafte Charaktereigenschaft beim Deutschen. Jedenfalls beruhen diese Auszeichnungen auf der Überzeugung, dass Sprache das Denken irgendwie begleitet und, dass sich Gedanken in Wörter übersetzen lassen. Schumann weist mit Hacker darauf hin, dass sich sich mit dieser Prämisse folgende Phänomene zumindest scheinbar einfach erklären ließen: Jemand beklagt sich darüber, dass ihm ein Wort nicht einfallen will, oder, dass ein anderer die eigenen Gedanken besser ausdrückt. Und auch, wenn jemand sicher ist, dass er die Lösung für ein Problem gefunden hat, aber noch nicht in der Lage ist es zu artikulieren, liegt es scheinbar nahe, dass in einem nicht-sprachlichen Medium nachgedacht wird und ein bemerkbarer Konflikt entsteht, wenn die Übersetzung in Sprache nicht gelingt (vgl. Schumann 2018b, S. 501–502). Laut Hacker sind die Phänomene allerdings falsch beschrieben, wenn man annimmt, dass Denken ohne Sprache stattfindet. Er bietet alternative Beschreibungen an: Wenn jemandem ein Wort auf der Zunge liegt, dann ist es meist bloß eine Frage der Zeit bis er sich an den passenden sprachlichen Ausdruck erinnert. Im

Moment hat er es aber nur vergessen. Sein Gedächtnis hat Schuld. Und jedes innere Sprechen zu sich selbst kann grundsätzlich auch für andere hörbar bzw. wahrnehmbar gemacht werden. Ein Geistesblitz darf nicht verwechselt werden mit einem Produkt, als Ergebnis eines Nachdenkens über einem Problem. Das plötzliche Auftauchen von etwas im Zusammenhang mit Überlegungen ein Problem betreffend muss weiterer Prüfungen unterzogen werden. Geistesblitze verweisen bloß auf etwas. Dieses etwas muss erst einer Prüfung unterzogen werden, bis seine Qualität beurteilt werden kann (vgl. Hacker 2013, S. 380–383). Sprachen sind immer an eine bestimmte Lebensform angepasst und diese wiederum dient bestimmten Zwecken und verfolgt bestimmte Ziele. Uns Menschen würde in diesem Sinne die Sprache von Raubkatzen nicht genügen, da wir als Menschen in einer sehr viel komplexeren Umgebung leben (vgl. Schumann 2018b, S. 503). Eine Raubkatze ist in ihrem Wirkkreis festgelegt. Ihr Alltag entspricht dem ihrer Vorfahren und vielleicht bis auf minimale Unterschiede auch dem einer Katze in einem anderen Teil der Welt. Die Unterschiede sind also nur von gradueller Art. Der Wirkkreis des Menschen ist nicht festgelegt. Er ist offen und Instinkt ist ersetzt durch den Intellekt. Die Sprache einer Raubkatze würde ihm nur in einem sehr kleinen Bereich nützen, etwa bei einer körperlichen Gefahr als Drohgebärde. Die menschliche Sprache steht aber trotzdem nicht höher in der Hierarchie der Sprachen, da die Lebensumstände und Ziele nicht vergleichbar sind - also keine Rangordnung wegen Unvergleichbarkeit. Die Umstände der alten Griechen innerhalb der Polis sind sehr verschieden von den Umständen eines Volkes, das im Wald hauptsächlich mit der Befriedigung der Grundbedürfnisse beschäftigt ist.

Schumann weist weiterhin darauf hin, dass wenn Denken wirklich ganz festgelegt und bestimmt wäre durch die jeweilige Sprache, dann würde Humboldt auf Deutsch nur für Deutsche vorbringbar sein (vgl. Schumann 2018b, S. 503). Wenn eine Einzelsprache derart das Denken prägt, dass eine eigene, einzigartige Weltsicht entsteht, dann sind auch die mit dieser Weltsicht erkannten Zusammenhänge einzelsprachlich geprägt. Schließlich wäre auch die sprachliche Formulierung eines erkannten Zusammenhanges, wie beispielsweise des Denkprozesses durch Humboldt, auf diese Weise geprägt. Nehmen wir an ein Indianer würde an dieser Formulierung interessiert sein. Er würde sie auf Deutsch erlernen und aber dennoch keinen Zugang erhalten. Er würde sie nicht

richtig verstehen. Weil seine Weltsicht verschieden ist könnte er den der Formulierung zugrundeliegenden Denkprozess anders sehen. Jetzt blieben ihm noch zwei Möglichkeiten: Er könnte Deutsch erlernen, und zwar so gründlich, dass es seine Weltsicht verändert und sie zu einer deutschen würde. Dann würde er aber nicht als Indianer auf die Humboldtsche Formulierung blicken und wir stünden vor demselben Problem wie am Anfang. Oder aber er eignete sich neben der deutschen Sprache und Weltsicht auch eine interkulturelle Kompetenz an, die es ihm ermöglichte zwischen den Weltsichten zu wechseln. Trotzdem würde er als Indianer nicht verstehen was er als vorübergehend Deutscher erfahren hatte.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass Sprache also das Denken nicht begleitet und, dass eine merkliche Verlangsamung des Denkens beim Gebrauch einer Umschreibung statt einer sog. wahren grammatischen Form nicht feststellbar ist. Darüber hinaus sind Sprachen nicht hierarchisch zu ordnen. Sie sind immer angepasst an einen bestimmten Zweck und nur danach zu beurteilen, inwiefern sie ihm dienlich sind. Zuletzt muss noch Humboldts These entgegengehalten werden, dass er gar nicht verständlich bzw. gültig wäre für andere Leser in anderen Sprachen, wenn Denken derart auf bestimmte Einzelsprachen festgelegt wäre.

3. Whorfs sprachrelativistische Thesen

3.1 Irrmeinungen, Regeln & Hintergrundcharakter

In diesem Kapitel schauen wir uns den zweiten Vertreter der These von der linguistischen Relativität an. Hoffentlich erhalten wir nicht bloß eine unnütze Variation der Thesen Humboldts. Whorf beginnt mit einer Erläuterung der vorherrschenden Meinung bezüglich der Beziehung von Sprache und Denken. Das dient ihm als Ausgangspunkt, den es zu widerlegen gilt. Whorf geht danach von folgendem Ablauf aus: Wir werden geboren und erlernen während der ersten Jahre eine Sprache. Irgendwann können wir sie gebrauchen und etwas später sind wir auch in der Lage eine Auskunft zu geben über diese Fähigkeit und ihr Verhältnis zum Denken. Für die meisten Menschen stellt sich der Sachverhalt ungefähr folgendermaßen dar: Ich formuliere meine Gedanken und verwende

dann meine Sprache, um sie nach außen weiterzugeben. Beim Sprechen achte ich auf die richtige Verwendung der Grammatik, sie ist aber eine Sache der gesellschaftlichen Übereinkunft - mein Denken selbst bleibt davon jedoch unberührt, denn es ist unabhängig von der Sprache und findet vorher statt. Ich versuche stets richtig zu denken und das äußert sich schließlich auch im richtigen Sprachgebrauch - die Grammatik tut nichts dazu. Die Gesetze richtigen Denkens sind für alle Menschen gleich. Jeder ist in der Lage sie aufzufinden. Es sind aber Disziplinen der formalen Logik oder der Mathematik, welche diese Gesetze zum Untersuchungsgegenstand haben. Auch wenn es viele verschiedene Einzelsprachen gibt, es sind bloß unwesentlich verschiedene Ausdrucksweisen desselben rationalen Denkens. Auch wenn die meisten an der Beziehungslosigkeit von Sprache und Denken festhalten, so handelt es sich doch um eine falsche Überzeugung. Der gesunde Menschenverstand, als natürliche Logik, begeht hier einen Fehler (vgl. Whorf 1963, S. 7–8)! Bereits an dieser Stelle ist die Frage berechtigt, wie jemand gleichzeitig eine komplexe Fähigkeit beherrschen kann, jedoch nicht in der Lage ist genau und richtig zu erklären wie sie funktioniert bzw. das "Wissen wie" zu erläutern. Nachdem wir in die Welt geworfen wurden sind wir meist die ersten Jahre über hauptsächlich von unserer Mutter umgeben. Sie stellt die Verbindung zu anderen Menschen dar und somit auch zu der Sprache, die in unserer Gemeinschaft gebraucht wird. Über sie sind wir von einer Einzelsprache umgeben, sind in sie getaucht. Nun beginnt aber der mütterliche Sprachunterricht nicht wie der Unterricht einer Fremdsprache zu einem späteren Zeitpunkt in der Schule. Wir erlernen unsere Muttersprache durch Eintauchen in sie - indem also zu uns gesprochen wird und indem wir hören wie andere miteinander sprechen - die grammatikalischen Regeln werden nicht ausdrücklich erwähnt. Dennoch sind wir nach ein paar Jahren fähig grammatikalisch korrekt zu reden und verfügen dazu noch über einen beachtlichen Wortschatz. Dass es sich so verhält ist eine einfache Beobachtung. Und ganz ähnlich verhält es sich mit dem Laufen. Wir erlernen sie ganz allmählich, also schrittweise, nämlich angefangen vom überhaupt erstmal irgendwie bewegen - also von der Rücken- in die Bauchlage wechseln, dann Krabbeln, dann an etwas gestützt stehen, und sich dann an vielen Gegenständen nacheinander abstützend im aufrecht fortbewegen und schließlich ein Fuß nach dem anderen auf den Boden setzend fortbewegend oder vielmehr Anlauf

nehmend und der wartenden Mutter in die Arme fallend. Zuletzt aber gelingt uns auch noch richtiges Laufen, wobei auch ein Fuß nach dem anderen auf den Boden gesetzt wird, aber dazwischen beide Füße in der Luft sind und so eine schnellere Geschwindigkeit erreicht wird. Einmal an diesem Punkt angekommen besitzen wir diese Fähigkeit, als Kompetenz, und vollziehen sie auch immer wieder nach Bedarf. Würde aber jemand verlangen diese Fähigkeit zu erklären so stünden wir vor einem Problem. Denn sie läuft automatisch und unbewusst ab und zählt zu dem sogenannten prozeduralen Wissen. Jedenfalls würden wir trotzdem versuchen sie zu beschreiben, schließlich handelt es sich dabei um keine fremde bzw. vergleichsweise seltene Fähigkeit, wie Radschlag. Unsere Erklärung wäre aber unfachmännisch und kindlich. Weil wir sie aber beherrschen seitdem wir denken können, so weisen wir einen gewissen Belehrungswiderstand auf.

Whorf weist als nächstes auf ein allseits bekanntes Phänomen hin, dass nämlich jeder Mensch früher oder später durstig wird und daraufhin sein Verlangen mit einem guten Schluck Wasser stillt. Dessen ist er sich auch sehr bewusst, schließlich ist seine Empfindung diesbezüglich unmissverständlich. Trotzdem gehört das Durstigwerden, Wasserbeschaffen und Trinken zu einer alltäglichen Routine. Deshalb besteht einfach kein Anlass weiterführende Überlegungen in damit zusammenhängende Mechanismen anzustellen. Erst wenn dieser Ablauf gestört wird, weil beispielsweise ein Brunnen als einzige Wasserquelle ausgetrocknet ist, wird die überlebensnotwendige Bedeutung von Wasser erkennbar (vgl. Whorf 1963, S. 8–10). Und so ist es auch ökonomisch. Menschen denken nicht weiter nach über Routineabläufe. Sie haushalten mit ihrer Energie, die nicht nur für körperliche Bewegung, sondern auch für das Denken benötigt wird.

Den Hintergrundcharakter der Sprachphänomene beschreibt Whorf wie folgt: Jemand spricht über Gesetze nach denen das Denken funktioniert. Das tut er durchaus bei vollem Bewusstsein. Er weiß, dass er spricht und auch worüber. Und er ist sich sicher, dass er beides, also das Sprechen und den Gesprächsgegenstand, kontrolliert. Nur leider ist seine Überzeugung, als natürliche Logik, fehlerhaft, denn sie übersieht, dass sein Sprechen von Einzelsprache zu Einzelsprache verschiedenen grammatikalischen

Gegebenheiten folgt, welche weder bewusst wahrgenommen noch kontrolliert werden können. Jemand gibt seinem Gesprächspartner eine Anweisung und wartet was passiert. Ganz zu seiner Zufriedenheit und also mit seiner Erwartung übereinstimmend wird die Anweisung befolgt. Beide Personen sprechen die selbe Einzelsprache und sind davon überzeugt, dass ihre Übereinstimmung etwas zu tun hat mit der richtigen Wahl einzelner Wörter, die scheinbar die Handlungsanweisung eindeutig festlegte. In Wahrheit hat ihre Übereinstimmung aber vielmehr zu tun mit komplizierten linguistischen Prozessen, die unbewusst im Hintergrund ablaufen und derart übereinstimmen, dass sich die Gesprächspartner verstehen konnten. Was da unbewusst abläuft und Einfluss nimmt gehört zum Fachbereich des Linguisten. Es sind die Struktur und das systematische Funktionieren einer Einzelsprache, die ihn beschäftigen. Handelte es sich nicht um Sprache, sondern um das Billard-Spiel so würde der Linguist, als jemand der Hintergrundphänomene untersucht, die Gesetze der Mechanik untersuchen, von denen selbst ein Weltklasse-Billardspieler keine Ahnung zu haben braucht.

Dieses Beschäftigen mit Dingen, die verborgen sind aber dem Augenscheinlichen zugrunde liegen, ist typisch nicht für Linguisten allein, sondern für alle Wissenschaftler. Dabei offenbaren sich unter Umständen völlig unerwartete Zusammenhänge - zumindest sind sie für jemanden der natürlichen Logik folgenden überraschend. Ein Zusammenhang dieser Art besteht zwischen dem vordergründigen Sprechen, Begründen, Argumentieren oder der Bewertung einer Theorie und verborgenen linguistischen Prozessen. Linguisten gehen davon aus, dass erst eine Übereinstimmung im Verborgenen eine Übereinstimmung im Vordergründigen ermöglicht.

Der Stellenwert oder Nützlichkeit eines Linguisten für die Sprache ist genauso groß wie die Nützlichkeit der Erkenntnisse der Disziplinen der Geographie, Astronomie und Mathematik für den Kapitän eines Kreuzfahrtschiffs. Sehr viel weniger wichtig wären sie aber für eine Jungen, der bloß ein Modellschiff in einem Hafen umherfahren lässt (vgl. Whorf 1963, S. 10–11). Sprechen wird also wie auch das Laufen erlernt und stellt dann einen unbewusst ablaufenden Automatismus dar, der unsichtbar bzw. latent wirksam ist. Obwohl es nicht so aussieht, bedeutet das Sprechen einer Sprache bestimmten grammatikalischen

Gegebenheiten zu folgen. Diese Gegebenheiten beruhen auf Strukturen, die sich von Einzelsprache zu Einzelsprache unterscheiden und so auch andere Wirkungen bedeuten.

3.2 Sprachrelativistische Thesen

Erst der Vergleich einer genügend großen Menge an Einzelsprachen offenbart laut Whorf, dass Grammatiken sich strukturell unterscheiden. Angeblich für alle Grammatik geltende Phänomene erwiesen sich als nicht universell. Linguisten kamen nun zu dem Ergebnis, dass die Grammatik einer Einzelsprache Gedanken nicht bloß reproduziert, sondern sie formt - eine andere Grammatik kann eine andere Formung bewirken. Der Mensch steht der Welt nicht einfach passiv gegenüber. Auf seine Sinne wirkt die Umgebung pausenlos und ungeordnet ein. Mit dem Erlernen einer Einzelsprache übernimmt er auch, allerdings unbewusst, gewisse Organisationsregeln seiner Sprachgemeinschaft. Und es sind diese Regeln, die ihn glauben machen, die Welt, als Äußeres, würde von allen Menschen gleich erfahren werden (vgl. Whorf 1963, S. 11–12). Wieder am Beispiel des Billardspiels: Dass auch gar keine Atmosphäre herrschen kann oder die Gewichtskraft auch sehr viel geringer wirken kann, wird erst erkennbar, wenn außer verschiedenen Spielorten auf der Erde, auch Billardspiele auf fremden Planeten untersucht werden. Genau genommen thematisieren "normale" Menschen, im Sinne von Nicht-Linguisten, den Vorgang des Wahrnehmens nicht, weil sie ihn eben für selbstverständlich halten. Sich der Aktivität der Wahrnehmung nicht bewusst, könnte ein Mensch eine sehr stark abweichende Aufteilung der Natur eines Menschen einer anderen Sprachgemeinschaft, sogar für das Ergebnis von Verrücktheit oder Bössartigkeit halten.

Endlich formuliert Whorf das neue Relativitätsprinzip: Zwischen einem Individuum und der ihm gegenüberliegenden Welt steht als drittes eine Interpretationsweise, als eine Art von Schablone. Sie gehört zum Individuum, nur ist sie als Grammatik seiner Einzelsprache in einem unbewussten Teil seines Geistes verortet. Der Linguist überblickt alle vier, nämlich die beobachtete Natur, die Interpretationsweise, den Menschen und die Grammatik. Darüber hinaus kann er andere Individuen samt anderen Grammatiken vergleichen.

Derselbe physikalische Sachverhalt wird von verschiedenen Beobachtern mit verschiedenen Grammatiken zu verschiedenen Weltbildern interpretiert. Diese Beobachtung wird als neues Linguistisches Relativitätsprinzip bezeichnet. Moderne europäische Einzelsprachen verfügen über einen ähnlichen Grundriss, weswegen auch ihre Grammatiken und also auch ihre Weltbilder ähnlich sind. Erst große Unterschiede in einer Grammatik, wie beispielsweise der der Nordamerikanischen Ureinwohner und der Europäer, weisen bemerkenswerte bzw. überhaupt bemerkbare Unterschiede der Weltbilder auf. Deshalb ist es notwendig, dass Linguisten ihr Augenmerk auf gerade diese sehr fremden Einzelsprachen richten (vgl. Whorf 1963, S. 12–13). Der gesunde Menschenverstand würde gegen das neue LRP einwenden, dass wir doch alle als Menschen zumindest prinzipiell dasselbe sehen und somit zu sehr ähnlichen Weltbildern kommen müssten. Aufgrund der selben biologischen Ausstattung dürfte es nur graduelle Unterschiede geben. Uneinigkeit dürfte danach nicht darüber herrschen, ob etwas immer zu Boden fällt nur mit welcher Geschwindigkeit das geschieht - das zum Unterschied zwischen graduell und wesentlich. Wie erst der Vergleich zweier sehr verschiedener Grammatiken Aufschluss gibt, über den Zusammenhang zwischen Welt, Mensch, Denken und Sprache so war es auch für die Physik ein ganz außergewöhnlich seltenes Ereignis, wie die Aberration, die nicht integriert werden konnte in bisherige Physikalische Gesetze.

Ein Pessimist beispielsweise, der sich für einen Realisten hält, wundert sich schon mal, wenn jemand etwas nicht so sieht wie er, also meist nicht so negativ sieht wie er. Dabei ist eine Geste typisch für ihn: Er fragt sein Gegenüber "siehst du das nicht?" und zeigt vielleicht sogar mit einem Finger auf das, was der andere nicht sieht. An einem konkreten Beispiel: Ein Pessimist ist unzufrieden mit der Qualität seines neuen Smartphones. Dabei handelt es sich um das Flaggschiff des Marktführers, das weltweit von Millionen Menschen genutzt wird und in der Mehrheit aller Testberichte von der Fachpresse gelobt wird. Der Pessimist aber klagt über nur sehr schleppend zur Verfügung stehende Aktualisierungen des Betriebssystems. Er hat damit nicht unrecht - nur handelt es sich dabei um ein Detail. Er bemerkt es, isoliert es, und macht es so zum alleinigen Gegenstand seiner Überlegungen. Er fokussiert also auf seine Weise. Es bestreitet nicht, dass es das Smartphone gibt. Es geht natürlich nicht darum, ob es überhaupt da ist,

sondern wie es da ist. Wäre die psychische Besonderheit eines Schwarzsehers nicht gut erforscht, ließe sich gar nicht verstehen, warum er jemanden, der ihm bei der Beurteilung des Smartphones widerspricht, als verrückt oder böse bezeichnet. Dieser Exkurs zeigt welchen Einfluss ein anderes Denken auf die Wahrnehmung hat.

Whorf fragt sich worin der Unterschied zwischen Substantiven und Verben liegt? Wenn etwas kurz dauert, dann wird es der grammatikalischen Klasse der Verben zugeordnet und wenn etwas lange dauert dann ist es eben ein Substantiv. Bezüglich der Dauer herrscht in der Sprache also eine Zweiteilung. Bei einer Prüfung von Naturphänomenen zeigt sich aber, dass die Natur nicht zweigeteilt ist. Eine zu einer Faust geballte Hand ist nichts Dauerhaftes und somit eigentlich als Verb zu klassifizieren. "Wohnen" stellt ein stabiles Verhältnis dar und müsste also ein Substantiv sein. Das Ergebnis der Prüfung lautet: Zumindest im Englischen ist die Zuordnung zu einer der Klassen nicht ableitbar von einer Beobachtung. Es verhält sich anscheinend umgekehrt: Ein Phänomen wird zu einem Vorgang, wenn ihn die Sprache als Verb klassifiziert. Ganz anders gehen die Hopi mit der Unterscheidung zwischen Verben und Substantiven um. Weil ein Blitz immer nur einen Moment, einen Augenblick andauert, wird er als Verb ausgedrückt. Und eine Wolke ist gerade noch so ein Verb. Die Hopi gehen tatsächlich von der Beobachtung eines Phänomens aus. Dauert er lang ist es ein Substantiv, ansonsten gehört er zu den Verben. Die Hopi kennen viele Vogelarten und bezeichnen sie entsprechend mit verschiedenen Namen. Ansonsten gebrauchen sie für alles andere das fliegt immer dasselbe Wort - ganz gleich, ob es sich um ein Insekt oder ein Flugzeug handelt, was für uns viel zu grob wäre. Umgekehrt wundert die Eskimos, dass wir bloß ein Wort für Schnee haben, unabhängig davon, ob er gerade in Flocken vom Himmel zu Boden fällt oder am Boden liegend verdichtet und zu Matsch wird. Die Eskimos differenzieren viel stärker: Ihr Wort für fallenden Schnee ist ein anderes als für wässrigen Schnee (vgl. Whorf 1963, S. 13–15).

Die Funktion von Substantiven ist nach Givón die Bezugnahme auf zeitstabile Entitäten bzw. über längere Zeit Unveränderliches (vgl. Givón 1991, 311 ff.). Und "Wesentlich ist die Unterscheidung nominal gegen verbal, da sie wohl die einzige ist, die es in fast allen Sprachen gibt" (vgl. Dürr und Schlobinski 2006,

S. 78). Weil also höchst wahrscheinlich in allen Sprachen zwischen Substantiven und Verben unterschieden wird, können wir davon ausgehen, dass es besonders wichtig, also essentiell für eine Sprache ist, in dem Sinne, dass ohne diese Funktion die Sprache nicht richtig funktionieren würde.

Diese Referenzfunktion des Substantivs zeigt sich auch schon bei einer etymologischen Betrachtung des Begriffs. Das Substantiv wird also verwendet, um auf das Wesentliche eines Phänomens zu verweisen. Das der Faust zugrundeliegende, ist die Hand und ihre Form, z.B. Ballen zur Faust ist sekundär, also mal da und mal nicht - die Hand aber bleibt. In diesem Sinne sollte, wie Whorf bemerkt, "Faust" als kein Substantiv sein. Aber wie läuft der Vorgang ab? Ausgehend von der Beobachtung, dass Finger eine Faust bilden können aber nicht umgekehrt; aber auch durch Strecken von Zeige- und Mittelfinger und Krümmen aller anderen Finger ein Siegeszeichen bilden können, wird für das Phänomen "Hand" eben das Substantiv verwendet. Wüsste jemand nur von der Regel bzw. Funktion der Unterscheidung zwischen Substantiv & Verb, dann müsste er vom Gebrauch des Ausdrucks "Faust" statt "fausten" auf etwas stabiles, wesentliches, Substanzielles schließen - was aber nachweislich nicht der Fall ist. Im Englischen läuft manchmal, wie bei der "Faust" der gerade beschriebene Vorgang anscheinend andersherum ab: Ausgegangen wird nicht von der Beobachtung, sondern Ausgangspunkt ist die Grammatik. Diese Grammatik, in Form der Unterscheidung von Substantiv und Verb beeinflusst das Denken. Bei den Hopi läuft der Vorgang "richtig" ab.

Außerdem: Es gibt viele Vogelarten und auch viele Vogelnamen. Auch gibt es viele Arten von Schnee. Teilweise sind sie extrem verschieden: Schneeflocken und Schneematsch haben nur das Wasser gemeinsam. Der gemeinsame Grund dieser Differenzierung ist, dass es irgendeine Relevanz für den Alltag gibt. Es wäre unpraktisch einen Falken täglich nach gelegten Eiern abzusuchen und genauso unvorteilhaft wäre es ein Huhn für die Jagd auf einen Hasen zu gebrauchen. Diese Gefahr der Verwechslung bestünde aber, wenn zwischen Vogelarten nicht unterschieden würde, wenn es nur ein Wort für sie alle gäbe. Wenn keine oder nur eine sehr grobe Differenzierung stattfindet, dann, weil es keine Rolle spielt, also unwichtig ist, keinen Vorteil bringt, sei es für das Überleben o.ä. Für die Hopi sind weder Flugzeuge, als

menschengemachte Maschinen, noch das Milliardenvolk der Insekten, relevant als Bedrohung oder Nahrungsquelle. Aber es geht hier um Folgendes: Uns wundern Eskimos und die Eskimos wundern sich über uns. Ihre Sprache ist anders als unsere - nicht nur der Wortschatz an sich, sondern sein Aufbau oder Verteilung, also seine Dichte in einem bestimmten Bereich - nämlich eben bei einem Phänomen, das bei uns im Winter und bei ihnen dauerhaft beobachtbar ist. Menschen bilden nicht spontan individuell Klassifikationen neu. Sie sind vorgegeben in ihrer Sprachgemeinschaft, nämlich unbewusst und verdeckt als Teil der linguistischen Struktur.

Weltbildern gehen nach Whorf Klassifizierungen voraus und diesen wiederum Erfahrungen. Für Menschen auf der Erde unterscheiden sich die den Erfahrungen zugrundeliegenden Phänomene (Beobachtungen) nicht wesentlich. Allerdings weisen die Einteilungen des Beobachteten durchaus Unterschiede auf. Und folglich entstehen auch verschiedene Weltbilder. Sich stark unterscheidende Einzelsprachen können auch sich ebenso stark unterscheidende Weltbilder aufweisen. In dieser dreigliedrigen Kette sind also die Weltbilder und die Einteilungen der Erfahrung veränderlich, die zugrundeliegenden Phänomene (Beobachtungen) aber nicht.

Phänomene der Erfahrungswelt werden laut Whorf verallgemeinert, sortiert, in Beziehung gesetzt und als Weltbild zusammengefasst. In der westlichen Welt ist die Zeit eine dieser großen Verallgemeinerungen. Zum einen ist damit die mathematische Zeit gemeint und zum anderen die psychologische Zeit. Die Hopi kennen nur die zweite - die in der Mathematik mit t bezeichnete Zeit ist ihnen fremd. Trotzdem besitzen die Hopi ein stimmiges Weltbild. Und weil natürlich Phänomene nicht einfach so verschwinden, muss also unser t ersetzt worden sein. Jedenfalls kennt die Hopi-Zeit weder Gleichzeitigkeit noch Dimensionen. Es lässt sich in ihr kein Äquivalent zu unserem „eilig“ oder „schnell“ finden - stattdessen sprechen die Hopi von „intensiv“ oder „sehr“. Sowohl ruhende als auch bewegliche Dingen und Sachverhalten können mit dem Terminus i näher beschrieben werden. Ein Phänomen, das trotz fehlendem mathematischen Zeitbegriff weiterhin für die Hopi beobachtbar ist, ist die Geschwindigkeit oder Beschleunigung. Sie würde aber als Variation bezeichnet. Und auch Wachstum und jede Art von Anhäufung wären Variationen in diesem Sinne. Damit wäre

aber kein Verhältnis von Weg zu Zeit im Sinne von Meter pro Sekunde gemeint! Beispielsweise würde chemischen Reaktionen eine Intensität zugewiesen werden und nicht wie in der westlichen Welt eine Geschwindigkeit. Würden die Hopi Chemie betreiben, dann sprächen sie also nicht davon, dass eine Reaktion schnell oder langsam abläuft, sondern, dass sie eine bestimmte Intensität aufweist. Entscheidend ist, dass „Intensität“ nicht übersetzt werden könnte mit „Geschwindigkeit“ (vgl. Whorf 1963, S. 15–18)! Whorf behauptet also, dass sich die Sprache der Hopi stark von jeder anderen, oder zumindest von denen der westlichen Welt, unterscheidet. Der wichtigste Hinweis darauf ist ein fehlender Zeitbegriff.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass für Whorf also unterschiedliche Grammatiken auch unterschiedlich formen. Er erkennt, wie auch Humboldt, dass der Mensch der Welt nicht passiv gegenübersteht. Zwischen ihm und der Welt befindet sich die Grammatik als eine Art von Schablone. Derselbe physikalische Sachverhalt kann so zu verschiedenen Weltbildern interpretiert werden. Um Unterschiede in der Interpretationsweise einzelner Grammatiken zu erkennen, müssen sich diese Grammatiken auch deutlich unterscheiden. Das ist der Fall zwischen den westlichen Sprachen, beispielsweise Englisch und Deutsch, und der Sprache eines "primitiven" Naturvolkes. Deshalb beziehen sich Whorf und Humboldt auf diese. Seine Argumentation schließt Whorf mit dem wirklich beeindruckenden Beispiel eines angeblich fehlenden Zeitbegriffs eines Naturvolkes Nordamerikas ab.

3.3 Kritik der Sinnhaftigkeit der Thesen

Während der Erstellung des Exposees (für diese Bachelorarbeit) gab mir mein Betreuer, Gunnar Schumann, unter anderem auch einen eine Seite langen namenlosen Text. Auf Nachfrage gab er sich, wie vermutet, als ihr Urheber zu erkennen. Der Text skizziert beispielhaft wie eine philosophische Kritik an Whorfs sprachrelativistischen Thesen aussehen kann. Da ich den Text als Grundlage gebrauchte und bloß um eigene Gedanken ergänzte, muss eine Trennung zwischen meinem und fremden Gedankengut sichtbar sein. Dies erfolgt wie auch bei den restlichen Quellen. Die Quelleninformationen sind von

mir selbständig um Jahr, Titel und Ort ergänzt. Nur verweisen sie in diesem Fall auf einen Text, der meines Wissens nach nicht veröffentlicht wurde. Deshalb wäre für einen Leser eine Suche nach ihm erfolglos. Des Weiteren sind alle nachfolgend kritisierten Thesen im vorherigen Kapitel wiedergegeben und erläutert. Ein erneuter Verweis auf die ihnen zugrundeliegende Primärliteratur erfolgt nicht. Unterziehen wir nach dieser Vorbemerkung die Thesen Whorfs einer kritischen Betrachtung.

Zu Beginn ist mit Schumann darauf hinzuweisen, dass Whorfs sprachrelativistische Thesen auf angeblich beobachtbare Sachverhalte verweisen. Sie erheben den Anspruch etwas Wahres über einen Teilbereich der Welt zu sagen. Und so gab es viele Versuche sie empirisch zu verifizieren, also ihre Wahrheit zu bestätigen. Philosophie als nicht-empirische Wissenschaft nimmt diese Versuche und ihre Ergebnisse zur Kenntnis. Nachfolgend soll es aber um eine genuin philosophische Kritik gehen. Das bedeutet, dass durch eine sehr genaue Untersuchung der Gedankengänge Whorfs mögliche Fehler aufgezeigt werden. Liegen sie vor, dann kann ihre Sinnhaftigkeit angezweifelt werden. Wenn Whorfs Thesen aber sinnlos sind, dann fehlt auch die notwendige Bedingung für die empirische Prüfung ihres Wahrheitsgehaltes. Es spielt dann gar keine Rolle zu welchen Ergebnissen die empirische Forschung kam - sie hätte sich gewissermaßen ihre Mühe sparen können (vgl. Schumann 2018a, S. 1).

Wie Schumann völlig richtig beobachtet, behauptet Whorf, dass für die Hopi beispielsweise „Blitz“, „Welle“ und „Rauchwolke“ Verben sind. Nehmen wir an, dass tatsächlich in der Hopi-Sprache die Äquivalente für diese Worte der Form bzw. der Gestalt nach nicht zu unterscheiden sind von Verbformen - sie wären aber trotzdem Dingworte. Wenn wir also wegen der morphologischen Ununterscheidbarkeit nicht sagen könnten, ob ein Hopi-Sprecher eine Verbform oder eine Substantivform gebraucht, wir aber wüssten, dass er Bezug nimmt auf ein Ding, dann müsste sein Ausdruck in unserer Sprache als Substantiv übersetzt werden. Wenn ein Hopi die Frage "Darf ich 3 Blitze sagen?" bejaht, dann verwendet er sie als Nomen. Es ist nicht vorstellbar, dass ein Hopi einen Blitz nicht sehen kann, weil er für unser Wort „Blitz“ eine Umschreibung gebraucht, bei der auf Grund ihrer äußeren Form nicht gesagt werden kann, ob sie ein Verb

oder ein Substantiv darstellt. Nehmen wir weiter an, dass einem Hopi von Wellen erzählt würde. Es würde ihm also von etwas berichtet und dabei für das Bezugsobjekt das Substantiv gebraucht. Und er müsste daraufhin zu verstehen geben, welches Objekt gemeint war - mit Sicherheit würde der Hopi irgendwie auf eine Welle deuten. Whorf bekräftigt seine These mit einem Verweis auf die Nootka, deren Sprache angeblich überhaupt nur Verben kennt. Es ist allerdings in diesem Fall noch viel schwieriger vorstellbar, wie diese Sprachgemeinschaft sich über ihre Umwelt austauschen sollte, wenn ein Bezug auf Dinge sprachlich nicht möglich ist (vgl. Schumann 2018a, S. 1). Wie im vorherigen Kapitel erläutert, besteht die Funktion von Substantiven in der Bezugnahme auf zeit-stabile Objekte, bzw. auf über längere Zeit Unveränderliches. Diese Funktion ist also ein Konzept der Unterscheidung und genau wie ein Begriff erstmal nicht einer Einzelsprache zugehörig. Von den verschiedenen Weisen der Umsetzung dieses Konzeptes bleiben die Phänomene aber unberührt. Wie ebenfalls vorhin erwähnt, kommt die Unterscheidung zwischen nominal und verbal in fast allen Sprachen vor, was dafürspricht, dass dieses Konzept wesentlich für das Funktionieren einer Sprache ist und vor allem, dass diese Weise der Umsetzung am elegantesten ist - die Hopi sind als Ausnahme zu betrachten. Es ist auch irrelevant, wenn die Hopi bloß über psychologisches Zeitempfinden verfügten, denn es geht um Relationen, und die bleiben unverändert. Gegenüber des Alters des Universums erscheint das Alter der Erde wie ein Augenblick. Hingegen ist aber die Erde im Vergleich mit einem Menschenleben unermesslich alt. Jedenfalls ist eine Welle für die Hopi, unabhängig von ihrer Grammatik, eben zeit-stabil, wenn sie verglichen wird mit einem Regentropfen. Verglichen mit einem Stein ist sie aber flüchtig - aber sie bleibt als sinnliche Erfahrung eines Dinges für alle Menschen gleich. Die Hopi sehe also eine Welle egal, ob ihr Ausdruck dafür morphologisch nicht unterscheidbar ist von ihrem Ausdruck für „wellen“.

Whorf behauptet weiter, dass das Hopi zwar die psychologische Zeit kennt, ihm aber der physikalische Zeitbegriff, in der Physik abgekürzt als „t“, unbekannt sei. Er schlussfolgert das aus der Unfähigkeit der Hopi so etwas zu sagen wie „ich blieb 5 Tage“. Sie würden stattdessen „ich ging am 5. Tage weg“ sagen. Es ist zweifelhaft, dass damit das Fehlen eines Zeitbegriffs bzw. oder zumindest eines physikalischen Zeitbegriffs bewiesen sei. Denn zum einen gebrauchen die

Hopi ja die Vergangenheitsform von „gehen“ indem sie „ging“ sagen und zum anderen ist ihnen der Begriff des Tages bekannt, der darüber hinaus beziffert werden kann. Whorf behauptet auch, dass die Hopi auch keinen Begriff von „Geschwindigkeit“ haben, weil die Hopi nicht „schnell“ oder „eilig“ sagen können (vgl. Schumann 2018a, S. 1). Aber was ist überhaupt physikalische Zeit? Die erste Antwort ist unbedingt ernst gemeint: “Physical time is what gets displayed on a clock” (vgl. Dowden 2014). Wie Dowden richtig bemerkt, ist für eine Uhr allerdings ein außer ihr liegender Prozess notwendig, wie z.B. eine Planetenbewegung. Diese Bewegung wiederholt sich und dauert jedes Mal gleich lang. Gäbe es derartige Vorgänge nicht, dann gäbe es auch keine Uhren, die sie zählen (vgl. ebd.). Gemessen wird also nicht die Zeit an sich sondern Bewegung. Eine gewöhnliche Armbanduhr ist ausgerichtet an der Bewegung der Erde um die Sonne. Ein Tag entspricht zweier voller Umdrehungen des Stundenzeigers. Er wandert um 2 mal 360 Grad während eines Erden-Tages.

Vorgedacht wurde das Prinzip des Zeit-Begriffs der neuzeitlichen Physik von Aristoteles. Er betrachtete die Ortsbewegung als wichtigsten Typ von Veränderung und Zeit als Maß der Bewegung. So wird eine räumliche Parametrisierung möglich. Es ist der sich ewig und gleichmäßig drehende Himmel, auf den alle sich beziehen können. Er bildet die Referenz (vgl. Janich 2007). Wichtig ist, dass mit Hilfe einer Uhr die physikalische Zeit etwas Objektives darstellt und auch in sehr kleine Abschnitte, die Sekunden, unterteilt werden kann. Nur so ist eine exakte Wissenschaft möglich. Also besitzen die Hopi keine Wissenschaft, im Sinne einer exakten Wissenschaft, wie Physik oder Chemie, weil sie keine mechanischen Uhren haben bzw. hatten. Keine Uhr zu haben bzw. zu kennen bedeutet aber nicht, dass man das ihr zugrundeliegende, also Bewegung und ihre Unterteilung, nicht kennt. Denn die Hopi können mit Sicherheit unterscheiden zwischen einem Außen als Welt der sinnlichen Phänomene und einem Inneren, als ihrem Geist. Auch sind sie in der Lage etwas mit der Hand zu berühren und nicht bloß in Gedanken. Dann können sie aber auch irgendetwas wegschieben und mal bewegt es sich nicht weiter, mal rollt es weg, mal fällt es und ist dann nicht mehr einholbar. Die Hopi sehen Tag für Tag die Sonne aufgehen und wie sie steigt und zum Abend hin wieder sinkt. Der Grund dafür ist der uns bekannte Zyklus der Drehung der Erde um ihre eigene Achse. Das heißt also, dass die Hopi sowohl mit dem Phänomen der Bewegung

und mit dem Konzept ihrer Unterteilung vertraut sind. Und die psychologische Zeit würde ich eher als eine Art von Gefühl bezeichnen. Sie „vergeht“ anders, wenn ich etwas warte und will, dass es bald kommt, oder wenn ich etwas genieße und nicht will, dass es aufhört, oder einen Schmerz erleide und will, dass es aufhört, und zuletzt, wenn in gedanklicher Versunkenheit, dieses Zeitgefühl ganz vergessen wird. Es ist also sinnlos davon zu sprechen, dass die Hopi über keinen physikalischen Zeitbegriff verfügen.

Aber wie sieht es mit der Geschwindigkeit aus? Nehmen wir an, die Hopi würden auf Grund fehlender Uhren trotzdem eine Geschwindigkeit messen wollen. Sie würden sagen „der Jäger braucht 2 Sonnen (im Sinne von „2 Tage“) für den Weg durch den Wald“ und „meine Frau braucht 3 Sonnen für den Weg durch den Wald“. Sie setzen also zwei Bewegungen in ein Verhältnis. Zum einen die sehr regelmäßige sich wiederholende Bewegung der Sonne und zum anderen die sehr veränderliche Bewegung eines Menschen im Lauf. Aber selbst ohne den Bezug auf die Sonnenbewegung wird Geschwindigkeit der Sache nach, und darum geht es, ständig und von allen Menschen gemessen und zwar auf Grundlage sehr primitiver sinnlicher und emotionaler Erfahrungen. Nehmen wir folgendes Szenario an: Ein Hase läuft an einem Baum vorbei und dann am nächsten, bis er einen Haken schlägt und im Gestrüpp verschwindet. Die Distanz ist also mit nur einem Blick bestimmbar. Nehmen wir weiter an, dass diese Entfernung in das Verhältnis gesetzt würde zu psychologischen Zeit, dann ergäbe sich auch, der Sache nach, eine Geschwindigkeit, allerdings nur sehr ungenau und nicht leicht reproduzierbar. Denn von einem Hasen als Beute wünscht sich der Jäger, dass er bleibt. Würde aber ein Wolf aus dem Gestrüpp an zwei Bäumen vorbei auf jemanden zu rennen, dann würde die psychologische Zeit Gegenteilig erlebt werden. Die Hopi kennen also Bewegung, denn sie laufen ja schließlich auch selbst auf zwei Beinen umher. Auch ist ihnen gleichmäßige Bewegung bekannt, denn auch in Nordamerika scheint und wandert die Sonne. Auch sind sie in der Lage diese Bewegung zu unterteilen, denn auch die Hopi sehen die Sonne aufgehen, am Zenit stehen und abends untergehen. Die Kombination aus Bewegung und ihrer Unterteilung wurden aber nicht weiter systematisiert und instrumentalisiert - was aber nicht auf ein anderes Denken schließen lässt.

Whorf behauptet weiter, dass die Dichte innerhalb eines Wortschatzes zwischen verschiedenen Einzelsprachen teilweise erheblich schwankt. Beispielsweise differenzieren die Eskimos bei Schnee sehr stark. Aber auch wenn die Eskimos tatsächlich 30 Wörter für Schnee hätten, könnte daraus auf ein anderes Denken der Eskimos geschlossen werden (vgl. Schumann 2018a, S. 1)? Passig klärt hier aber auf, dass bloß einfallslose Menschen dieses Schneewörterbeispiel gebrauchen, um auf die angebliche abgestumpfte Naturwahrnehmung der Stadtbewohner hinzuweisen. Denn die Eskimosprache sei polysynthetisch, was bedeute, dass selbst selten gebrauchte Wendungen, wie "Schnee-der-auf-ein-rotes-T-Shirt-fällt", in einem Wort zusammengefasst werden. Als Scherz erfindet Passig deshalb spontan das Wort "Schnee-durch-den-sich-ein-magerer-Hase-arbeitet" (vgl. Passig 2015). Auch hier bei Passig findet sich zunächst implizit die These Whorfs, wonach Schnee als Teil der Natur anders wahrgenommen wird, wenn weniger Worte in Bezug auf ihn in einer Einzelsprache vorkommen. Im Deutschen ist es beispielsweise besonders leicht viele Substantive zu einem Wort zu verbinden. Gerade eben fiel mir das Wort "Schneeflockenkonsistenzuntersuchungsgesellschaft" ein. Dieser Ausdruck ist für andere Menschen in meiner Sprachgemeinschaft ohne weiteres verständlich, aber natürlich zunächst ungewohnt. Ich könnte jetzt auch fortfahren mit weiteren Zusammensetzungen. Vielleicht würden sich einige davon auch etablieren. Dazu müssten sie aber einen Nutzen bringen. Darüber würde aber in der Praxis entschieden. Aber mir erschließt sich nicht, inwiefern das eine andere Wahrnehmung bewirkt. Und Martin weist auf weitere interessante Aspekte im Zusammenhang mit den Eskimo-Wörtern für Schnee hin. Zunächst einmal beruht die Schlussfolgerung der meisten Thesen, wonach die Eskimos eine andere Wahrnehmung besitzen, weil sie über einen anderen Wortschatz verfügen, auf einem vergleichsweise einfachen Fehler. Danach verwechseln unter anderem Boas und auch Whorf drei Dinge, nämlich Worte, Wortstämme und Begriffe. Richtig ist, dass die Eskimo-Wörter für Schnee das Ergebnis einer extremen synthetischen Morphologie sind, die in Wahrheit sogar eine unbegrenzte Anzahl an Wörtern für „Schnee“ erlaubt. Es wird dabei aber die stets identische Schnee-Wurzel erweitert durch Nachsilben, die abhängig sind vom jeweiligen Sprecher und der Situation in der er sich befindet. Jedenfalls ist nichts eigenartiges an den Schneeworten der Eskimos. Die Struktur ihrer

Grammatik erlaubt nicht 30, sondern unzählbare Wörter für „Schnee“. Entscheidend ist, dass es auch für jeden anderen Wortstamm gilt. Jede Theorie, die behauptet, dass der Wortschatz eine Auswirkung auf die Wahrnehmung hat muss also zumindest berücksichtigen, dass ein Wort nicht dasselbe ist wie sein Stamm. Zuletzt klärt Martin auch noch auf, warum so lange von so vielen Theoretikern auf die Eskimos verwiesen wird. Es ist wohl vor allem das Exotische an diesem Volk, dass sie also beispielsweise rohes Fleisch essen, ihre Frauen als Geschenk weggeben, ihre Alten zum Sterben wegschicken oder sich gegenseitig die Nasen reiben statt sich zu küssen, das uns fast alles glauben macht, was sich auf sie bezieht (vgl. Martin 1986, S. 418–420). Die Eskimos verfügen also nicht über 30 Worte für Schnee sondern über unzählige und ihre Anzahl steigt vermutlich auch, solange ihre Sprache lebendig bleibt. Allerdings trifft das vermutlich auch auf Worte für Wasser oder Steine zu. Nur bleibt es im Falle der Schneeworte bei nur einem Wortstamm, nämlich „Schnee“, und also bei nur einem Begriff. Entscheidend ist, dass Eskimos Begriffe selbst nicht anders bilden als alle anderen Menschen, nämlich über Urteile und Eigenschaften. Ein anderes „Verfahren“ würde auf ein anderes Denken schließen. Dass die Eskimos im Zusammenhang mit Schnee so viele Worte bilden hat zu tun mit der Umgebung in der sie leben und ihrem Alltag und darin mit spezifischen Erfordernissen. Wenn nämlich "Schnee" ergänzt wird um Informationen über den Sprecher und eine Situation und zu einem Wort zusammengefasst wird, dann ist dieses Wort sehr kompakt und kann dadurch länger und mit weniger Übertragungsfehlern in einer Menschenkette überdauern bzw. wandern. Es verhält sich wie bei der „stillen Post“: ein einzelnes Wort, auch ein längeres, kommt ohne ungewünschte Änderungen weiter als ein ganzer Satz.

Zuletzt möchte ich noch mit Schumann auf einen Punkt eingehen, der Whorf und Humboldt zugleich betrifft. Um sagen zu können, dass eine Übersetzung nicht der ursprünglichen Aussage entspricht, muss diese Diskrepanz erst einmal überhaupt irgendwie festgestellt werden. Das Feststellen eines Bedeutungsunterschiedes setzt aber voraus, dass beide Vergleichsobjekte verstanden werden (vgl. Schumann 2018a, S. 1). Das folgende Beispiel veranschaulicht das Problem: Angenommen in einer Glasflasche befindet sich eine unbestimmte Menge an Milch. Diese Milch soll umgefüllt werden in einen

Topf. Wie kann bestimmt werden, dass sich nach dem Umfüllen exakt dieselbe Menge an Milch im Topf befindet? Nun, dazu muss die Milch zweimal gewogen werden - zuerst in der Flasche und dann im Topf (natürlich muss das Gewicht der Flasche und Topfes subtrahiert werden...). Das geschieht am besten mit einer Waage. Es sind also zwei Behälter, 1 Inhalt und eine Waage beteiligt. Zurück zum Übersetzungsproblem: Die Bedeutung einer Aussage entspricht dem Gewicht beim Umfüllen der Flüssigkeit. Was fungiert aber als Waage zum Feststellen der Bedeutung der Aussagen? Nach Wittgenstein ist die Bedeutung gleichzusetzen mit ihrem Gebrauch (vgl. Wittgenstein 1953, § 43). Also würde eine Übereinstimmung des Gebrauchs der ursprünglichen Aussage in der zu übersetzenden Sprache mit dem Gebrauch in der Zielsprache bedeuten, dass die Übersetzung zu 100% der ursprünglichen Aussage entspricht. Und zu sagen, dass man einen Satz verstanden hat, es jedoch prinzipiell unmöglich sei zu sagen, was er besagt, ist wie zu sagen, dass man Milch gewogen habe, aber ihr Gewicht unbekannt sei.

Zunächst einmal spielt es also gar keine Rolle, ob es Experimente gibt, die Whorfs Thesen stützen oder widerlegen, denn Whorfs Thesen sind sinnlos, was von Schumann und mir hoffentlich deutlich gemacht wurde. Zusammengefasst lauten die Ergebnisse der Kritik der Sinnhaftigkeit der sprachrelativistischen Thesen Whorfs wie folgt: Ein Austausch über die Umwelt wäre unmöglich, wenn es nicht möglich wäre sich auf Dinge zu beziehen, sondern nur auf Vorgänge. Es ist Blödsinn, dass die Hopi oder irgendein anderer Mensch bzw. Sprachgemeinschaft keinen physikalischen Zeitbegriff besitzen - denn das würde bedeuten, dass sie auch keine Bewegung kennen. Dass Eskimos 30 Wörter für Schnee besitzen ist nachweislich falsch und beruht auf einem simplen Missverständnis der Grammatik dieser Sprachgemeinschaft. Sie besitzen unzählige Ausdrücke für Schnee, aber auch für jeden anderen Gegenstand, wenn sie wollen - nur beweist das nicht, dass ihre Wahrnehmung anders sei.

4. Kritik der Prämisse von der Sprache als Medium mit Hacker

Wie in der Einleitung bereits erwähnt, beruhen die sprachrelativistischen Thesen Humboldts und Whorfs auf der selben Prämisse, von Sprache als Medium des

Denkens. Das sollte in den vorherigen Kapiteln deutlich geworden sein. Außerdem bringt es Elberfeld auch gut auf den Punkt, indem er erkennt, dass für Humboldt Denken und Sprache nicht trennbar sind, und dass der Mensch sich die Welt erschließt durch die Sprache als Medium des Denkens (vgl. Elberfeld 2008, S. 70). Und wie weiter oben bereits erläutert, schlussfolgert auch Posselt, dass die Sprache für Humboldt ein Medium darstellt, wodurch das Denken deutlich und konkret wird (vgl. Posselt und Flatscher 2016). Und auch wenn Whorf nicht ausdrücklich von einem Medium spricht, so kann besonders aus seiner Formulierung des linguistischen Relativitätsprinzips geschlossen werden, dass er Sprache als Medium betrachtet, denn wie sollte die Grammatik sonst die Gedanken formen, wenn nicht in ihr als Medium gedacht würde (vgl. Whorf 1963, S. 12–13)?

Obwohl jeweils an die Wiedergabe und Erläuterung der Thesen sich bereits eine Kritik anschloss, möchte ich jetzt mit Hacker abschließend Kritik üben und dabei auf eben diese Prämisse fokussieren. Versuchen wir also jetzt mit Hacker die Frage zu klären in *was* eigentlich gedacht wird, wenn überhaupt in *etwas* gedacht wird? Hacker sagt es direkt sehr deutlich, dass wir nicht in etwas denken, weder in Bildern, Worten noch Begriffen. Für so etwas wie Geruch oder die Zeit haben wir zwar Worte aber wie sollte der Begriff des Geruches verbildert werden? Natürlich kann ich den Gedanken an einen Geruch illustrieren aber von so einer Illustration lässt sich nicht oder nicht exakt auf den zugrundeliegenden Gedanken schließen. Und was mir also spontan und unwillkürlich während des Denkens als Bild vor meinem geistigen Auge erscheint ist nicht der Ausdruck dieser Gedanken. Was ich denke, kann ich ausdrücklich erläutern durch Nennung meiner Prämissen und den Schlüssen, die ich aus ihnen ziehe. Aber sprechen wir nicht alle ab und zu innerlich mit uns selbst? Das mag sein, nur kann beispielsweise geistig ein Alphabet aufgesagt werden, um gerade nicht an etwas zu denken. Und ein Papagei macht Worte, und es ist stark zu bezweifeln, dass er während dessen auch denkt was er sagt. Weder Bilder noch Worte begleiten unser Denken. Aber könnte ein Geistesblitz, dem manchmal das berühmte "Eureka!" folgt nicht bedeuten, dass jemand in einem begrifflichen Medium nachgedacht hat und das Ergebnis über den Geistesblitz erfährt? Nein, ein Geistesblitz weist bloß auf eine mögliche Lösung hin. Ob sie richtig ist, muss noch Schritt für Schritt geprüft werden, und viele dieser vermeintlichen

Eingebungen erweisen sich dann nachträglich als falsch. Angenommen ein Franzose und ein Deutscher weisen einem Ding gewisse Eigenschaften zu. Sie haben also denselben Gedanken, und zwar obwohl sie verschiedene Sprachen sprechen. Und eine Sprache steht für eine Sammlung an Begriffen. Die Art wie diese Begriffe miteinander in Beziehung stehen ist abhängig von der grammatischen Struktur der jeweiligen Sprache. Und die Leistungsfähigkeit dieser Strukturen entscheidet dann über die Leistungsfähigkeit des Denkens, das auf die durch diese Strukturen organisierten Begriffe angewiesen ist. Ist es also vielleicht so, dass wir in Begriffen denken und sie dann in Worte übersetzen? Das würde erklären warum jemand ausspricht was ich denke, wozu mir aber die Worte fehlen. Obwohl diese Antwort verführerisch ist, ist sie falsch. Denn er bezieht sich dabei bloß auf dasselbe Phänomen, weswegen es nur so aussieht als ob er sich auf fremde Gedanken beziehen würde. Wir denken also auch nicht in einem nicht-linguistischem Medium. Wir denken nicht in etwas. Denken kann aber symbolisch durch etwas ausgedrückt werden und dieser Ausdruck kann Bestandteile haben - nicht aber das Denken selbst. Wenn jemand ein Wort richtig gebraucht, dann macht er dadurch deutlich, dass er seine Abstraktion, also den Begriff dahinter, „besitzt“. Aber der Begriff selbst ist kein Ding. Und so ist die Sprache durchaus ein Medium, aber nicht für das Denken, sondern damit wir miteinander kommunizieren können oder um einfach etwas zu präsentieren (vgl. Hacker 2013, 375–379).

Hacker eliminiert alle drei Möglichkeiten nach einander. Die Konsequenz ist zwingend: Wir denken nicht in etwas, Denken hat kein Medium. Sprache und Denken müssen anders in Beziehung gesetzt werden. Sehen wir, wie Hacker ihre Beziehung bestimmt und inwiefern wir anschließend mit diesem neugewonnenen Wissen den Ratschlag "Erst denken, dann reden!" auf seine Sinnhaftigkeit beurteilen können. Abschließend betrachte ich die unzähligen Wörter für Schnee der Eskimos - ebenfalls mit Hacker.

Hacker fasst die Beziehung zwischen Denken und Sprache folgendermaßen zusammen: Denken besteht aus psychologischen Bestandteilen und diese beziehen sich durchaus auf die Realität und können falsch oder richtig sein. Sie müssen aber keinesfalls mit Wörtern, als Bestandteilen der Sprache, übereinstimmen. Es kann aber keine Sprache des Denkens geben. Denn

Gedanken sind propositionale Inhalte, sie haben sie aber nicht. Auch sind Gedanken keine Repräsentationen. Denn eine Repräsentation bräuchte ein Medium, wie ein Gemälde einer Kirche eine Leinwand braucht. Ohne so ein Medium gäbe es für einen Betrachter keine Möglichkeit diese Repräsentation einer Kirche zu sehen. In diesem Beispiel sind aber Leinwand und Farbe nicht repräsentierend, genauso wenig wie bei der Sprache die Lautstärke und ihr Tempo. Aber Gedanken sind keine Repräsentationen, sondern Nachrichten selbst, nicht Medien. Denn repräsentierende Symbole können auch missverstanden werden. Gedanken sind aber die letzte Instanz, die endgültige Interpretation. Manches Gesagte ist erläuterungsbedürftig. Gedanken aber sind bereits die letzte Interpretation und können deshalb also nicht aus Symbolen und Zeichen bestehen (vgl. Hacker 2013, 387-391).

Wie Whorf selbst bei der Beschreibung einer angeblichen Irrmeinung über das Verhältnis von Sprache und Denken richtig bemerkt, werden Gedanken erst formuliert und die Sprache danach verwendet, um sie nach außen weiterzugeben. Die beim Sprechen verwendete Grammatik beruht auf gesellschaftlichen Konventionen - das Denken bleibt davon aber unberührt. Richtiges Denken äußert sich im richtigen Gebrauch (vgl. Whorf 1963, S. 7). Nur leider verwirft er danach diese Auffassung. Aber erstaunlicher Weise wäre in Bezug auf den Ratschlag "Erst denken..." auch nach der Aufklärung durch Hacker kaum etwas hinzuzufügen. Der Gemeinpruch ist in diesem Sinne also völlig richtig. Die Sprache ist hier nur beteiligt als Medium, um die vorher gebildeten Gedanken nach außen zu bringen, also um zu kommunizieren. Entscheidend für die Beurteilung des Ausgesprochenen ist die Frage nach dem Gebrauch, über das Denken davor kann mehr nicht gesagt werden - jemand könnte auch etwas gedanklich formulieren und dann etwas ganz Anderes in einem perfekten Deutsch aussprechen. Die Grammatik betrifft nur das äußerliche und ihre Leistungsfähigkeit tut nichts zum Denken hinzu, weder hindernd noch fördernd.

Wie weiter ob dargelegt ist es nachweislich falsch, dass die Eskimo-Sprache viel mehr Wörter für Schnee hat. Aber nehmen wir an sie hätte 30 oder mehr. Die Frage lautet, ob das Denken des Sprechers der Eskimo-Sprache deswegen anders ist bzw., ob seine Wahrnehmung anders ist. Wie Hacker feststellte beziehen sich

Worte als Bestandteile der Sprache auf die Realität und können also wahr oder falsch sein. Die verschiedenen Schnee-Worte beziehen sich also auf verschiedene Schneearten und sind wahr, wenn eine Korrespondenz vorliegt. Sagt ein Eskimo "Schneewort1" und zeigt dabei auf "Schneeart1" dann kann gesagt werden, dass er es richtig verwendet. Allerdings besteht ja laut Hacker kein Zwang der Übereinstimmung von Worten und psychologischen Gedankenbestandteilen. Könnte aber auch ein Nicht-Eskimo die Schneeworte verwenden? Nun, dazu müsste der Eskimo befragt werden wann er Schneewort1, Schneewort2 usw. verwendet, außerdem müsste er diesbezüglich seine Prämissen erklären. Es erschließt sich mir nicht inwiefern wegen der verschiedenen bzw. zahlreichen Schneeworte das Denken anders sein sollte.

5. Schluss

Ein alltäglicher Ratschlag und ein populärer Irrglaube über eine Eigenart der Eskimo-Sprache warfen eine gemeinsame Frage auf. Wie ist das Verhältnis der Sprache zum Denken? Was spricht dafür, dass der Wortschatz oder die Grammatik das Denken beeinflussen? Dazu wurden die sprachrelativistischen Thesen Humboldts und Whorfs wiedergegeben, an zahlreichen eigenen Beispielen erläutert und anschließend einer philosophischen Kritik unterzogen, d.h. ohne Verweise auf empirische Widerlegungsversuche auf ihre Sinnhaftigkeit geprüft. Abschließend wurde die gemeinsame Prämisse Humboldts und Whorfs, dass nämlich Sprache ein Medium des Denkens sei, mit Hacker kritisiert und an den am Anfang erwähnten Beispielen erläutert.

Humboldt sieht die Sprache vor allem als eine Tätigkeit, also nicht als die Summe aus dem was in einem Lexikon steht und den Regeln für die Grammatik. Sprache wirkt danach auf das Denken und umgekehrt und einem Gedanken ist es niemals gleichgültig welcher Ausdruck im zugewiesen wird. Allerdings spricht unsere alltägliche Erfahrung der Kommunikation mit anderen Menschen gegen Humboldts Thesen. Letztendlich ist, wie Wittgenstein in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ bewies, der Gebrauch der Sprache in einer Gemeinschaft entscheidend. Humboldts Zuspitzung, dass sogar jeder große

Schriftsteller eine eigene Sprache besäße, konnte trotz größter Mühe nicht stichhaltig gemacht werden.

Humboldt behauptet nach dem Vergleich der Sprachen von Naturvölkern und beispielsweise der Griechischen, dass eine Grammatik, die mit Beugung und durch den Einsatz exklusiver Ausdrücke arbeitet, die logischen Verhältnisse des Denkens besser begleiten würde als es durch eine Umschreibung grammatischer Verhältnisse möglich sei. Die Leistungsfähigkeit der Grammatik soll über die Leistungsfähigkeit des Denkens entscheiden. Diese Verlangsamung oder ein Stocken des Denkens konnte aber durch zahlreiche Gegenbeispiele entkräftigt werden. Eine Hierarchisierung der Sprachen nach ihrem Grammatisierungsgrad ist falsch. Sie werden besser danach beurteilt inwiefern sie den Menschen in ihrem Alltag dienlich sind.

Auch für Whorf steht der Mensch der Welt nicht passiv gegenüber. Die Grammatik fungiert als Schablone dazwischen. Das versucht Whorf an einem angeblich fehlenden Zeitbegriff der Hopi-Indianer zu demonstrieren. Dieses zugegeben sehr beeindruckende Beispiel konnte relativ einfach als sinnlos entlarvt werden. Denn ein fehlender Zeitbegriff würde bedeuten, dass eine Menschengruppe weder Bewegung noch ihre Unterteilung kennt, was Unsinn ist.

Mit Hacker konnte zuletzt die gemeinsame Prämisse entkräftigt werden. Wir denken weder in Bildern, noch in Worten oder Begriffen. Denken hat kein Medium. Es gebraucht allerdings die Sprache als Mittel der Kommunikation oder der Präsentation, womit dann der Ratschlag "Erst Denken, dann Reden" als sinnvoll und vor allem von jedem anwendbar beurteilt werden kann. Da aber Sprache kein Medium des Denkens ist zerfallen gewissermaßen auch alle sprachrelativistischen Thesen Humboldts und Whorfs. Dabei waren sie aber nach der Kritik, die auf Schumann aufbaute, ohnehin kaum noch zu retten.

Literaturverzeichnis

- Busche, Hubertus (2009): Erkenntnistheorie. In: Hubertus Busche (Hg.): Einführung in die Theoretische Philosophie anhand ihrer Disziplinen, S. 27–73.
- Dowden, Bradley: Time. What is time? The Internet Encyclopedia of Philosophy. Online verfügbar unter <https://www.iep.utm.edu/time/#H3>, zuletzt geprüft am 14.04.2019.
- Dürr, Michael; Schlobinski, Peter (2006): Einführung in die deskriptive Linguistik. Grundlagen und Methoden. 3., überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck et Ruprecht (Studienbücher zur Linguistik, 11).
- Elberfeld, Rolf (2008): Sprachen - Kulturen - Denken. Fernstudienkurs 03569. Hg. v. Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften. FernUniversität in Hagen. Hagen.
- Gipper, Helmut (1972): Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hyothese. Frankfurt am Main: Fischer.
- Givón, Talmy (1991): On understanding grammar. 2. printing. New York: Academic Press (Perspectives in neurolinguistics and psycholinguistics).
- Hacker, Peter M. S. (2013): The intellectual powers. A study of human nature. Chichester: Wiley.
- Humboldt, Wilhelm von (1963): Schriften zur Sprachphilosophie. 3. Aufl. 5 Bände. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt (3).
- Humboldt, Wilhelm von; Schiller, Freidrich (1962): Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt. Berlin: Aufbau.
- Janich, P. (2007): Zeit in der Physik; Zeitmessung. In: Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Basel: Schwabe, Sp. 52227–52228.
- Lafont, Cristina; Medina, Jose (2015): Linguistic Turn in Hermeneutic Philosophy. Cambridge: MIT Press (Studies in contemporary German social thought The linguistic turn in hermeneutic philosophy).
- Lehmann, Beat (1998): ROT ist nicht "rot" ist nicht (rot). Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie. Tübingen: Narr.
- Martin, Laura (1986): "Eskimo Words for Snow": A Case Study in the Genesis and Decay of an Anthropological Example on JSTOR. In: *American Anthropologist* (88), S. 418–423. Online verfügbar unter <http://links.jstor.org/sici?sici=0002-7294%28198606%292%3A88%3A2%3C418%3A%22WFSAC%3E2.0.CO%3B2-A>, zuletzt geprüft am 07.01.2019.

Meyer, Antje; Konopka, Agnieszka (2014): Erst denken, dann reden? Zur zeitlichen Koordination von Sprechen und Denken. Max-Planck-Gesellschaft. Online verfügbar unter https://www.mpg.de/7940256/koordination_sprechen_denken, zuletzt geprüft am 25.03.2019.

Müller, Martin (1999): Goethes merkwürdige Wörter. Ein Lexikon. Darmstadt: Wiss. Buchges., [Abt. Verl.].

Passig, Kathrin (2015): Kathrin Passig - Bachmannpreis. Online verfügbar unter <http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreisv2/bachmannpreis/texte/stories/117531/index.html>, zuletzt aktualisiert am 06.05.2015, zuletzt geprüft am 21.12.2018.

Posselt, Gerald; Flatscher, Matthias (2016): Sprachphilosophie. Eine Einführung. 2. Aufl. Wien: Facultas.

Reichmann, Oskar (2004): Die weltbildende Kraft der Sprache. In: Hans Gebhardt und Helmuth Kiesel (Hg.): Weltbilder, Bd. 47. Berlin, Heidelberg: Springer (Heidelberger Jahrbücher, 47), S. 285–328.

Reiners, Ludwig (1951): Stilkunst. Der sichere Weg zum guten Deutsch. München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Roscher, Rainhard (2004): Sprachsin. Studien zu einem Begriff Wilhelm von Humboldts.

Schmitz-Emans, Monika (1998): Die Frage Nach der Sprache. Zur Aktualität der Sprachreflexion Humboldts. In: *Neohelicon* 25 (2), S. 33–66. DOI: 10.1007/BF02558107.

Schumann, Gunnar (2018a): Skizze einer Kritik der Sinnhaftigkeit der sprachrelativistischen Thesen Benjamin Lee Whorfs. FernUniversität in Hagen. Hagen.

Schumann, Gunnar (2018b): Sprachlicher Kulturrelativismus oder Universalismus? Gibt es unüberwindliche Grenzen der Übersetzung oder eine gemeinsame Sprache des Denkens? In: Hubertus Busche, Thomas Heinze, F. Hillebrandt und F. Schäfer (Hg.): Kultur - interdisziplinäre Zugänge. Wiesbaden: Springer VS, S. 489–509.

Schwarz, H. (2007): *Enérgeia*, Sprache als. In: Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Basel: Schwabe, Sp. 5127–5130.

Sprache und Denken (1998). In: Arnim Regenbogen (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Hamburg: Meiner, S. 624.

Werlen, Iwar (1989): Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.

Whorf, Benjamin Lee (1963): Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Hg. v. Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.